

**Zeitschrift**

des

**Westpreussischen Geschichtsvereins.**

**Heft 65.**

**Erscheint in unregelmäßigen Heften.**

**Verlag**

**Kommissionsverlag v. W. B. Hofmann, O. M. P. 5.**

**1925.**



**Zeitschrift**  
des  
**Westpreußischen Geschichtsvereins.**

---

**Heft 65.**

---

**Erscheint in zwanglosen Heften.**

---

**Danzig.**  
**Kommissionsverlag A. W. Kafemann, G. m. b. H.**  
**1925.**

Schriftleitung:  
Bibliotheksdirektor Dr. F. Schwarz in Danzig, Stadtbibliothek.

---

Druck von W. F. Bureau, Danzig

## Inhaltsverzeichnis.

1. Lic. Hermann Freytag †, Antonius Bodenstein. Ein  
Theologenleben aus dem Jahrhundert der Reformation . . . . . 5—70
2. Studientrat Paul Müller, Der Name Danzig. . . . . 71—90
3. Studientrat Dr. Walter Millack, Französische Propa-  
ganda in Danzig 1807—13 . . . . . 91—109





# Antonius Bodenstein.

Ein Theologenleben aus dem  
Jahrhundert der Reformation.

Von

Lic. Hermann Freytag †.

---



## Verzeichnis der ungedruckten Quellen.

- I. Archiv der Evangelischen Brüder-Unität in Herrnhut.

Acta unitatis Fratrum. Bd. VIII. fol. 30 a ff. Antonius Bodenstein an Brenz, Marienwerder, 15. Sept. 1549.

  - Bd. IX. fol. 242a. Peter Herbert von Fulneck an Bodenstein. Wittenberg, 11. April 1558.
  - Bd. IX fol. 246a. Bodenstein an Peter Herbert, o. D.
  - Bd. IX. fol. 246 b. Peter Herbert an Bodenstein, o. D.
  - Bd. X. fol. 6 a Antonius Bodenstein an die Senioren. Thorn 7. Aug. 1557.
- II. Stadtharchiv in Thorn.

II, XI, 2. fol. 18. Antonius Bodenstein an den Thorer Rat. 19. Aug. 1558.

X, 2. fol. 12. Protest d. Johann Girk und Georg Philipensky.
- III. Stadtbibliothek in Danzig.

Ms. 1247. Bl. 88—109. Antwort der Prediger zu Thorn auf die Briefe eines Erbaren Rats zu Marienburg und Antonii Predigers daselbst, so sie an einen Erbaren Rat der Stadt Thorn geschrieben auf zugeschickte Acta und Urteil der Kirchen. Thorn, 3. Mai 1563.

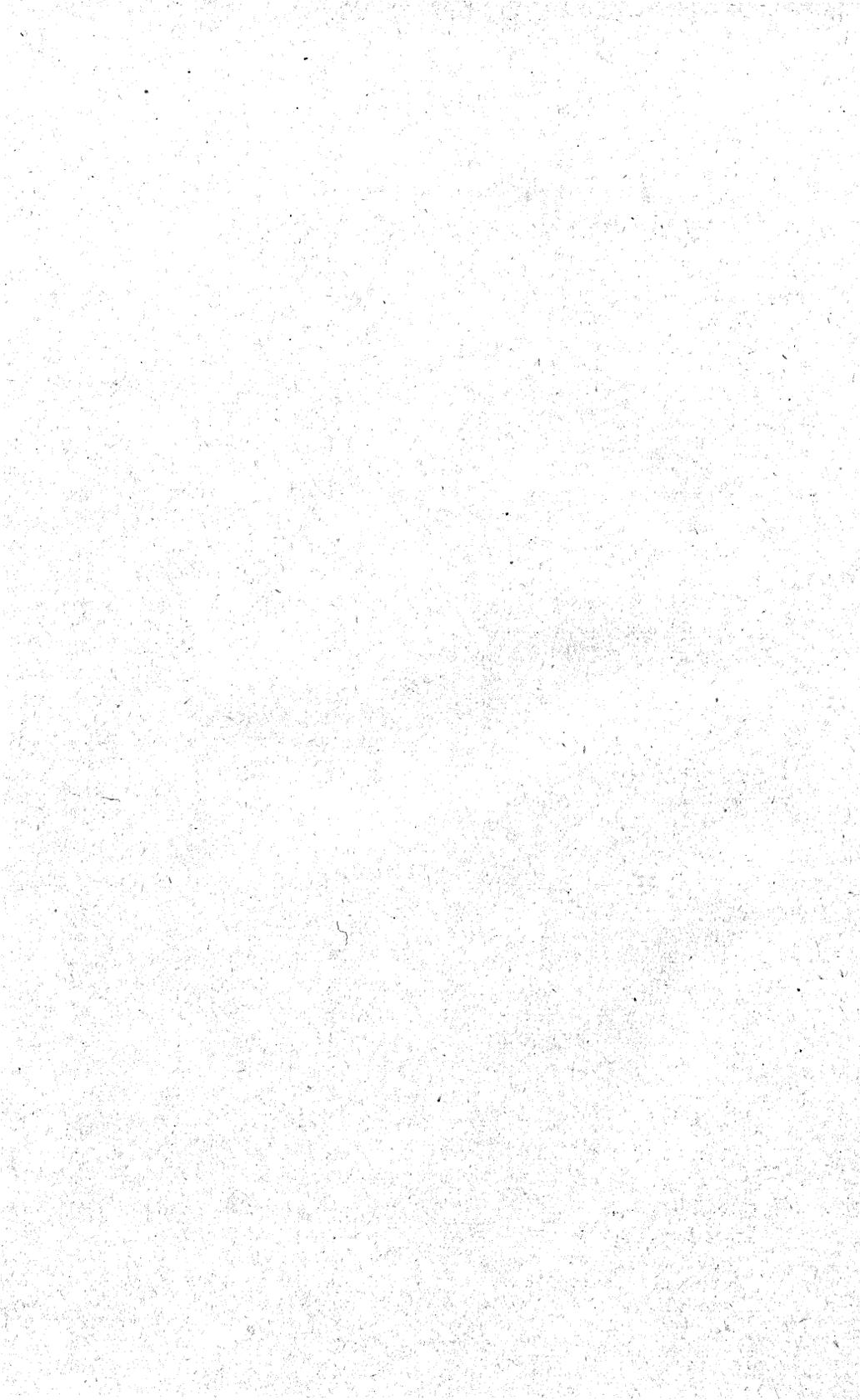
  - Bl. 179—180. Adsertiones Antonii Predigers zu Marienburg gegen Stum und darnach gegen Thorn des 62 Jares geschickt sampt nützlichste Scholts und Erklärung Michael Hartings zu Magdeburg etc.
  - Bl. 186—188. Matthaeus Judex suo et nomine Domini Mag. Joannis Wigandi „Censura et iudicium de controversia ministrorum“ verbi apud Thorunenses et Mag. Antonium Bodenstein pastorem Marienburgensem“ Magdeburgii 30. Sept. 1562.
  - Bl. 189. Sententia Tilemanni Heshusii de controversia quae est inter M. Antonium (Bodenstein) concionatorem Marienburgensem et ministros ecclesiae Toronensis.“
  - Bl. 404 ff. Verschiedene Erlasse des Marienburger Offizials Nikolaus Lacinski.

Ms. 1327. Bl. 1. Preußische Acten weß im Sinody zu Königsberg von wegen des Osiandrischen Schwarms verhandelt worden im 1554 Jar.

  - Bl. 90. Bericht des Pfarrers Antonius Bodenstein zu Osterode an Herzog Albrecht. 18. Dez. 1554.
- IV. Stadtbibliothek in Königsberg.

S. 49. Brief v. Flacius Illyricus an Bodenstein. 31. März 1556. (Zeigt verschiedene Varianten gegenüber dem Druck bei Gindely), Quellen zur Gesch. d. Böhmischen Brüder. Wien 1859 S. 281).
- V. Staatsbibliothek in Berlin.

Ms. Bor. fol. 284. C F. Caritii Collectanea ad historiam ecclesiasticam spectantia. Darin:  
Bl. 55 f. Mariaeburgum ecclesiasticum sive catalogus presbyterii ibidem evangelici historico chronologicus 1767 a primis initiis usque ad praesens tempus.



## I.

**Bodensteins Jugend und Wirksamkeit bis zu seiner Ankunft in Preußen.**

Der Mann, dessen Lebensgeschichte in den folgenden Blättern dargestellt werden soll, gehört nicht zu den Großen in der Geschichte der Kirche. Weder hat er an besonders hervorragender Stelle gewirkt, noch ist seine Persönlichkeit von ausschlaggebender Bedeutung für die Entwicklung eines bestimmten Kirchengebietes gewesen. Auch hat er nicht durch literarische Tätigkeit maßgebenden Einfluß auf das kirchliche Leben geübt. Und doch ist es nicht ohne Interesse, ein Bild seines Lebens zu zeichnen, soweit es die erhaltenen Quellen möglich machen. Gehört er doch zu jenen zahlreichen Schülern der Wittenberger Hochschule, die das geistige Gut, das sie an ihr erwarben, treu bewahrten und in der Ferne im Geiste ihrer Lehrer nutzbar machten, und hat er doch zugleich in seiner eigentümlich versöhnlichen Stellung zu den nichtlutherischen Kirchen, der Kirche der böhmischen Brüder sowohl wie der katholischen Kirche, soviel Besonderes, daß er sich dadurch ganz wesentlich von den meisten andern lutherischen Theologen seiner Zeit unterscheidet. Und wenn er auch nicht dauernd einem Kirchengebiet den Stempel seines Wesens aufzudrücken vermochte, so hat er doch vielfach anregend und aufbauend gewirkt, auch wenigstens an der Stätte seiner letzten Wirksamkeit zeitweise die Gesamtentwicklung beeinflusst. Darum ist es wohl berechtigt, die Geschichte seines Lebens dem Dunkel der Vergessenheit zu entreißen.

Antonius Bodenstein wurde in Wittenberg geboren. Diese Tatsache wird nicht nur durch die Angabe der Wittenberger Matrikel bei seiner Aufnahme in den Universitätsverband, sondern auch durch den bald ausführlicher zu erwähnenden Brief Melanths an Brenz festgestellt<sup>1)</sup>. Derselbe Brief gibt uns auch Auskunft über seine Familie, da Melanthon darin sagt, daß er ein Neffe des bekannten Dr. Andreas Bodenstein von Karlstadt sei. Wie wir aus andern Quellen wissen, hat Andreas tatsächlich einen Bruder in Wittenberg gehabt. Dieser, Michael mit Namen, war ein Bäcker und erwarb im Jahre 1517 das Meisterrrecht, wofür er nach den Kammereirechnungen den Betrag von 30 Gulden zahlte. Um das Jahr 1523 scheint er aus Wittenberg verschwunden zu sein<sup>2)</sup>.

<sup>1)</sup> Corpus reformat. V. Sp. 255.

<sup>2)</sup> Foerstemann, Mitteilungen aus den Wittenberger Kammereirechnungen in der ersten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts. — Neue Mitteilungen aus dem Gebiet historisch-antiquarischer Forschungen. Bd. III. Halle u. Nordhausen 1837, S. 109. Vgl. Barge, Andreas Bodenstein von Karlstadt (1895) I S. 3. Dort wird der Vor-

Vielleicht haben ihn die Unruhen, die sich infolge des Wirkens seines Bruders in der Stadt erhoben hatten, von dort vertrieben. Später aber hat er doch in Wittenberg gelebt und ist dort auch gestorben.

Zugleich mit der Erwerbung des Meisterrechtes wird Michael Bodenstein auch seinen Hausstand gegründet und sich verheiratet haben. Etwa 1518 wird unser Antonius als ein Sprößling dieser Ehe geboren sein.

Schon am 10. Oktober 1530 wurde er bei der Universität immatrikuliert<sup>1)</sup>. Obwohl er bei seiner Jugend noch nicht den üblichen Eid geleistet haben kann, ist dies doch nicht in der Matrikel vermerkt, was freilich öfter unterlassen wurde. Wir werden uns den zwölfjährigen Knaben noch nicht als eigentlichen Universitäts Hörer vorzustellen haben, vielmehr wird er zunächst noch schulförmigen Unterricht empfangen haben, bis er nach Erlangen der nötigen Reise an dem akademischen Unterricht teilnehmen konnte<sup>2)</sup>.

Über die Eindrücke seiner Universitätszeit wissen wir nichts Näheres. Wohl hat er sich selbst später mit einem gewissen Stolz als einen Schüler Luthers bezeichnet und auch Melanthon ist er offenbar näher getreten, aber welche Einflüsse besonders auf ihn gewirkt haben, wissen wir doch nicht. Immerhin dürfen wir annehmen, daß er nicht ohne innere Teilnahme die Vorgänge im kirchlichen Leben miterlebt hat, die gerade die Jahre seiner Studienzeit ausfüllten. Das sind die vielfachen Vereinigungsversuche innerhalb des Protestantismus und die Einigungsverhandlungen mit dem Katholizismus. Unter jenen führten zum besten Verständnis die Verhandlungen Luthers mit den Böhmisches Brüdern. Schon im Jahre 1522 hatten Luthers Beziehungen zu diesen, angeregt durch Speratus, der damals in Iglau Pfarrer war, begonnen, ohne doch damals zu einer Verständigung zu führen. Im Jahre 1532 aber hatten die Brüder beschlossen, ihre für Markgraf Georg von Brandenburg verfaßte „Rechenenschaft des Glaubens“ an Luther zu senden mit der Bitte, eine deutsche Ausgabe derselben zu veranstalten, die auch 1533 mit einer Vorrede Luthers in Wittenberg erschien. Daraus entwickelte sich ein dauernder freundschaftlicher Verkehr und eine stärkere Annäherung, deren äußerliche Dokumente die 1538 in Wittenberg erschienene lateinische Ausgabe der 1535 an König Ferdinand übergebenen „Konfession“ mit einer Vorrede Luthers und die lateinische Ausgabe der „Apologie“, jener oben genannten Rechenenschaft des Glaubens, mit einer Einleitung Melanths von demselben Jahre waren. Im Verlauf dieser Zeit gaben die Brüder gerade diejenigen ihrer Eigentümlich-

---

name nicht genannt. Seine Kenntnis verdanke ich einer Mitteilung des Herrn Pfarrer D. Dr. Wofschke in Pratau aus Aufzeichnungen, die sich Herr Buchbindermeister Senf in Wittenberg aus den Kammereirechnungen gemacht hat. Aus derselben Quelle stammt auch die Angabe, daß der Name 1523 verschwindet.

<sup>1)</sup> Album academiae Witebergensis I, 140.

<sup>2)</sup> Wohl war damals schon die Wittenberger Lateinschule nach Melanths Grundsätzen eingerichtet, aber wir werden vielleicht auch annehmen können, daß Bodenstein den Privatunterricht eines jungen Magisters genoss. Vgl. Cohrs, Philipp Melanthon, Deutschlands Lehrer, Halle 1897, S. 50 ff., C. Schmidt, Melanthon, Elberfeld 1861, S. 101.

keiten, die den Lutheranern am anstößigsten waren, wie die Wiedertaufe solcher, die aus der römischen Kirche zu ihnen kamen, und den Zwangszölibat der Geistlichen, auch die Siebenzahl der Sakramente auf, während Luther mehr und mehr ihre Glaubensfestigkeit und ihre durchgebildeten Ordnungen für das sittliche und gemeindliche Leben schätzen lernte. Der Verkehr der Brüder mit Wittenberg setzte sich auch in den folgenden Jahren zunächst bis 1540 fort und ist auch später von Zeit zu Zeit wieder aufgelebt<sup>1)</sup>.

Auch mit den von Zwingli beeinflussten Oberdeutschen war im Jahre 1535 in der Wittenberger Konkordie eine Einigung zustande gekommen, die eine dauernde Verbindung begründete, und es mußten die Verhandlungen in Wittenberg selbst ebenso wie die wiederholten Brüdergesandtschaften auf die jugendlichen Gemüther der Studenten einen bleibenden Eindruck machen<sup>2)</sup>. Endlich waren auch in den letzten Jahren, die Bodenstein auf der Universität verlebte, jene neuen Versuche zu einer Verständigung zwischen Katholiken und Protestanten gemacht worden, die in dem Regensburger Religionsgespräch von 1541 ihren Höhepunkt fanden und die, wenn sie auch schließlich ergebnislos verliefen, doch den versöhnlich gestimmten Gliedern beider Konfessionen zum Bewußtsein bringen konnten, wie viel gemeinsam Christliches trotz aller Gegensätze noch bei ihnen vorhanden war<sup>3)</sup>.

Diese Ereignisse sind sicher an dem jungen Studenten nicht spurlos vorübergegangen, denn noch viel Jahre später zeigt das Wirken des Mannes Züge, deren Ursprung man sehr wohl aus solchen Eindrücken seiner Jugend herleiten könnte.

Wann Bodenstein den ersten akademischen Grad, das Bakkalaureat, erworben hat, ist uns nicht bekannt. Im Sommersemester 1541 wurde er unter dem Dekanat des Erasmus Reinhold von Salfeld Magister<sup>4)</sup>.

Bis dahin hat er wohl im Hause seiner Eltern gelebt. Von diesem Elternhause erfahren wir auch nichts weiter als eine Spukgeschichte, die sich im Jahre 1537 in demselben zugetragen haben soll.

Am 21. Januar 1537 schreibt nämlich der Student Christoph Sangner von Zwickau aus Wittenberg an den Zwickauer Stadtschreiber Stephan Roth folgendes: „Es wohnt hier ein Bäcker namens Karlstadt, der, da er Gäste hatte, seine Magd in den Keller schickt, Bier zu holen. Die Magd geht den Befehl auszuführen, in den Keller und sieht, da sie sich schon dem Fasse nähert, in einem Wandschrank einen Topf von weißer Farbe. Sie staunt, geht verwundert näher, blickt hinein und sieht die Höhlung mit Gold gefüllt. Teils erfreut, teils erschreckt, wie das bei unvorhergesehenen Ereignissen zu geschehen pflegt,

<sup>1)</sup> Gindely, Quellen zur Geschichte der Böhmischn Brüder (Fontes rerum Austriacarum, 2. Abt. XIX. Bd.) Wien 1859, S. 16 ff.; Köstlin-Kawerau, Luther I, S. 629 ff., II, S. 356 ff.

<sup>2)</sup> Realenzyklop. <sup>3</sup> 21, S. 452 ff.; Köstlin-Kawerau, Luther II.

<sup>3)</sup> Realenzyklop. <sup>3</sup> 16, S. 545 ff.; Hergang, Das Religionsgespräch zu Regensburg i. J. 1541, Kassel 1858. Köstlin-Kawerau, Luther, Bd. II, S. 531 ff.

<sup>4)</sup> Köstlin, Die Baccalaurei und Magistri der Wittenberger Philosophischen Fakultät 1538—1546, Halle 1890, S. 13.

steckt sie endlich die Hand in den Topf und zieht so viel Goldstücke heraus wie sie fassen kann. Dann geht sie nach oben, erzählt und zeigt ihrem Herrn, was ihr begegnet ist. Der überlegt lange mit seiner ganzen Familie und geht endlich fröhlich hinunter in der Hoffnung, das Nest mit den Küchlein auszuheben. Aber die Hoffnung täuscht ihn. Der Schatz, offenbar nur für die Magd bestimmt, ist wieder verschwunden<sup>1)</sup>.

Die Geschichte, in der Stadt geglaubt, zeigt, wie der Geist des Hauses, in dem Antonius Bodenstein aufwuchs, noch von der Wundersucht und dem Aberglauben erfüllt war, der damals noch vielfach auch in der Umgebung der reformatorischen Führer herrschte.

Bald nach dieser Zeit ist der Vater Bodensteins gestorben. Ob er es noch erlebt hat, seinen Sohn in der Würde eines Magisters zu sehen, wissen wir nicht. Für diesen bedeutete sein Tod einen schweren Schlag, der seinem Leben plötzlich eine andere Wendung gab. Die Mutter, nach Melanthon's Urteil eine ehrenwerte Frau, schloß eine neue Ehe nicht zum Segen für sich selbst und für ihren Sohn. Sie mußte es erleben, daß das Verhältnis zwischen ihrem Gatten und seinem Stieffohn kein gutes war, was ihr zur Quelle manchen Kummers wurde. Der Sohn wäre gerne länger auf der Universität geblieben, aber der Stiefvater war nicht geneigt, ihm dazu die Mittel zu gewähren. So sah sich Antonius genöthigt, anderwärts sein Glück zu suchen. Er wandte sich wie so mancher andere Jüngling aus dem Wittenberger Kreise zunächst nach Süddeutschland. Johann Brenz in Schwäbisch Hall war damals vielen, die eine Versorgung suchten, der Helfer, weil er für eine Reihe Stadtbbrigkeiten der Vertrauensmann war, an den sie sich wandten, wenn sie für Schule und Kirche geeignete Leute suchten<sup>2)</sup>. An ihn wurde auch Bodenstein von seinem Lehrer Melanthon durch einen Brief vom 17. Dezember 1543 empfohlen. In diesem Briefe schildert Melanthon zunächst Bodensteins Familienverhältnisse, wie wir sie oben dargelegt haben, die ihn hinderten, weiter, wie es sein Wunsch wäre, den Studien obzuliegen. Dann bittet er Brenz, daß er jenem behilflich sein möge, irgend ein Amt in Schule oder Kirche zu erlangen. Dabei spricht er die Hoffnung aus, daß Bodenstein mit seinen Gaben der Allgemeinheit nützlich werden möchte, da er friedsameren Geistes sei als sein Oheim Andreas Bodenstein es gewesen<sup>3)</sup>.

Daß Bodenstein von Brenz freundliche Aufnahme und Unterstützung erfahren habe, hat er selbst später bezeugt. Ob es ihm aber gelungen ist, durch dessen Hilfe irgend ein Amt zu erlangen ist nicht bekannt. Wenn es der Fall gewesen, so hat er jedenfalls nicht lange in demselben ausgehalten. Ob das Streben nach pfarramtlicher Betätigung oder die Sehnsucht nach dem akademischen Leben ihn zurückrief, ob die Ungunst der Zeit ihn aus Süddeutschland vertrieb, wissen wir nicht, sicher nur ist die Tatsache, daß er bald nach der

1) Buchwald, Zur Wittenberger Stadt- und Universitätsgeschichte in der Reformationszeit. Leipzig 1893, S. 127.

2) Hartmann, Johannes Brenz, Elberfeld 1862, S. 187 ff.

3) Corpus reform. V Sp. 255.

Heimat zurückkehrte<sup>1)</sup>. Nach kurzer Zeit aber sollte er sie wieder verlassen, um fortan dauernd in der Fremde der Kirche zu dienen. Am 1. September 1546 wurde er durch Bugenhagen in Wittenberg ordiniert, nachdem er einen Ruf in ein mährisches Pfarramt von Herrn von Pernstein erhalten hatte<sup>2)</sup>. Damit trat er in Verhältnisse ein, die für sein ganzes späteres Leben von entscheidender Bedeutung wurden.

Es ist bekannt, daß Mähren damals das Land der religiösen Duldsamkeit war, und daß die verschiedensten akatholischen Kirchen sich dort fast ungestört entfalten konnten. In wie hohem Maße das der Fall war, erkennt man freilich erst, wenn man im einzelnen der Geschichte der verschiedenen Gemeinden nachgeht<sup>3)</sup>. Da sieht man, daß fast jede Stadt, jedes bedeutendere Kirchspiel eine evangelische Gemeinde hatte, ja daß in den meisten Fällen die Pfarrkirche dem Gottesdienst der Evangelischen diente, während daneben der Katholizismus fast ganz verschwunden war oder nur ein Scheindasein führte. Die größte Verbreitung hatte von den evangelischen Gemeinschaften damals wohl das Brüdertum, aber auch die lutherische Kirche fand an vielen Stellen Eingang.

Der Patronatsherr, der Bodenstein berief, war wohl Johann von Pernstein, genannt der Reiche, der damals außer der Burg Pernstein mit der dazugehörigen Herrschaft noch viele andere Güter in Mähren besaß, so die Herrschaften Bistritz, Kojetein, Tobitschau, Perßnitz und Wallachisch-Meseritsch. Für welche der zahlreichen in diesem großen Herrschaftsgebiet liegenden Kirchen Bodenstein berufen worden, ist leider durchaus nicht feststellbar, da wir nirgend vollständige Nachweise der Geistlichen besitzen<sup>4)</sup>. Jedenfalls aber war seine Wirksamkeit in Mähren für ihn selbst von großer Bedeutung, insofern er dort in nähere Berührung mit der Bräderkirche kam, die seine ganze weitere Entwicklung beeinflusste. Wir haben dafür eine sichere Quelle aus etwas späterer Zeit. Es sagt nämlich im Jahre 1555 der Senior Johann Nigramus von ihm, er habe zwar nie zu der Gemeinde der Brüder gehört, habe aber in Mähren einem Bruder gedient, dessen Kinder er unterrichtete<sup>5)</sup>. Danach scheint es, als sei seine Tätigkeit als Pfarrer in Mähren nur von kurzer Dauer gewesen, und er habe dann eben eine Stellung im Hause eines

1) Trotz der freundlichen Unterstützung der besten Kenner süddeutscher Kirchen- und Schulgeschichte D. Dr. Bossert, D. Schornbaum und Progymnasialrektor Kern ist es mir nicht gelungen, eine Spur von Bodensteins Tätigkeit in Süddeutschland zu finden.

2) Buchwald, Wittenberger Ordiniertenbuch I, S. 51, Nr. 808.

3) Am besten ergibt sich das aus Wolny, Kirchliche Topographie von Mähren, Brünn 1855—1861, wo in neun Bänden eine fast unübersehbare Fülle von Einzelheiten geboten wird.

4) Weder Herr Hofrat Prof. Dr. Loserth in Graz noch Herr Archivdirektor Prof. Dr. Bretholz in Brünn waren in der Lage, mir auf meine Bitte bezüglich der Wirksamkeit Bodensteins irgend eine nähere Auskunft zu erteilen, da sein Name in den mährischen Geschichtsquellen nirgends genannt wird. Die Angaben über Pernstein verdanke ich teils Herrn Prof. Dr. Bretholz, teils sind sie den Nachrichten bei Wolny über die einzelnen Pfarrer entnommen, vgl. auch Gindely, Geschichte der Böhmisches Brüder I (Prag 1861) S. 311.

5) Archiv für Reformationsgeschichte XI (1914) S. 91.

Gliedes der Brüdergemeinde als Erzieher gefunden. Auch hier wissen wir wieder nicht, wer das gewesen ist. Später nennt einmal Peter Herbert aus Fulneck Bodenstein seinen Lehrer<sup>1)</sup>. So könnte Bodenstein im Hause von Herberts Vater gelebt haben. Vielleicht ist das Michael von Fulneck gewesen. Es wird wenigstens von brüderlicher Seite behauptet, Bodenstein habe sich bei diesem unter falschem Namen eingeschlichen und versucht, die Ordnungen der Brüder auszuspionieren<sup>2)</sup>. Doch deutet sein ganzes Verhältnis zu den Brüdern in Preußen, bald nach ihrer Übersiedlung dorthin, in keiner Weise auf eine solche Täuschung, zumal auch sein Name durchaus bekannt war. Sein Verhältnis zu der betreffenden brüderlichen Familie dürfte Bodenstein auch aus Mähren nach Preußen geführt haben. Jedenfalls ist er ziemlich gleichzeitig mit den vertriebenen Böhmen nach Preußen gekommen und ist dort auch zuerst in Gilgenburg nachweisbar, wo die Böhmen ihre wichtigste Niederlassung hatten<sup>3)</sup>. Bekanntlich wurde 1548 nach Niederwerfung des böhmischen Aufstandes von König Ferdinand ein Ausweisungsbefehl gegen die Brüder in Böhmen, denen man die Schuld an dem Aufstande zuschrieb, erlassen. Für Mähren aber bestand ein solcher Ausweisungsbefehl nicht. Man sieht also nicht recht ein, wie Bodenstein, in Mähren lebend, Veranlassung gefunden haben sollte, sich den aus Böhmen vertriebenen Brüdern anzuschließen. Auch ist mindestens zweifelhaft, ob unter den Vertriebenen jemand in der Lage war, einen Erzieher auf der Reise ins Ungewisse mitzunehmen. Endlich kann die Reise mit den Böhmen, deren Sprache er nicht einmal beherrschte, wie er später selbst einmal sagt<sup>4)</sup>, für Bodenstein wenig Verlockendes gehabt haben. Nehmen wir noch hinzu, daß er wohl überhaupt in Gilgenburg zuerst mit dem Brüderstrome zusammengetroffen ist, dort aber nach seinem Berichte Simon Mach Sionski kennen gelernt habe, so werden wir annehmen müssen, daß Bodenstein nicht mit dem Auswandererzuge nach Preußen gekommen sei, sondern daß er die Reise aus besonderer Veranlassung getrennt von jenen gemacht habe und doch im Zusammenhang mit der Auswanderung der Brüder. Vielleicht trifft man das Rechte, wenn man annimmt, daß er seinen Schüler, den er bis dahin in dessen Heimat unterrichtete, zur Fortsetzung seiner Studien in die Fremde geleiten sollte. Da war es nicht so fernliegend, daß ein junger Bruder aus Mähren zunächst den ausgewanderten Böhmen nachzog, um die Verhältnisse kennen zu lernen, unter denen sie in Preußen fortan leben sollten,

<sup>1)</sup> In seinem noch zu erwähnenden Briefe vom 11. April 1558. Peter Herbert von Fulneck studiert seit 2. April 1552 in Königsberg, später in Wittenberg, von wo aus er mit Bodenstein in Briefwechsel steht. Darauf ist er Prediger in Fulneck und dann in Eibenschütz auch Consenior, und stirbt 1571 am 1. Oktober. Er war Mit-herausgeber der 1566 erschienenen neuen Auflage des deutschen Brüdergesangbuches und fleißiger Liederdichter, vielfach auch in Gesandtschaften der Brüder tätig. Wolny I, 3, S. 196; II, 1, S. 252; Realenzyklop. 10, 430; Matrikel d. Univ. Königsberg I, S. 15. Gindely, Quellen S. 185, 191, 211 f., 268 u. öfter.

<sup>2)</sup> Jaroslauš Biblo, Jednota Bratiska v Prussim vyhnanstvi 1548—1561. Prag 1906, S. 50.

<sup>3)</sup> Gindely, Quellen S. 254.

<sup>4)</sup> Gindely, Quellen S. 242.

um dann später die Universität zu besuchen. Es wäre wohl möglich, daß dieser Schüler Peter Herbert von Fulneck gewesen ist, obgleich eine Schwierigkeit dadurch entsteht, daß Bodenstein schon 1549 in Preußen war und Herbert erst am 2. April 1552 in Königsberg immatrikuliert wird. Doch könnte man annehmen, daß dieser zunächst noch bei seinem Lehrer, der ja die erste Zeit in Preußen noch in enger Verbindung mit den Brüdern war, geblieben ist.

Wie dem nun sein mag, Tatsache ist, daß Bodenstein durch seine Verbindung mit einer brüderischen Familie nach Preußen geführt worden ist, in das Land, das der Schauplatz seines ganzen späteren Lebens sein sollte.

## II.

### Wirksamkeit im Herzogtum Preußen.

Am 18. September 1547 hatte König Ferdinand von Böhmen die Duldung der Brüderunität in diesem Lande aufgehoben und den Brüdern, wenigstens den auf königlichen Gütern wohnenden, blieb nichts übrig, als entweder ihren Glauben aufzugeben oder das Land zu verlassen. Da sie jenes zu tun keinen Augenblick gedachten, so wurden ihnen zunächst alle Bethäuser weggenommen, und teils am 5. Mai, teils am 12. Mai 1548 erhielten sie den Befehl, binnen sechs Wochen aus dem Königreiche und allen Erbländern auszuwandern<sup>1)</sup>.

Zuerst zogen die Brüder aus Leitomischl, Widschow, Chlumez und Solnic aus, später folgten die aus Brandeis an der Elbe und Turnau. Sie alle wandten sich zunächst nach Großpolen, wo ihnen zunächst in Posen, besonders infolge der Gunst des Kastellans von Posen, des Grafen Andreas Gorka, eine freundliche Aufnahme bereitet wurde. Dagegen wehrte sich aber der katholische Klerus so eifrig, daß schließlich der König dem Drängen des Bischofs Jzbinski von Posen nachgab, und ihre Niederlassung verbot. So mußten sie ihren Wanderstab weitersetzen. In Thorn, wohin sie sich zuerst wandten, war ihres Bleibens auch nicht, obgleich das Mandat des Königs, das sie auch hierher verfolgte, nicht verhindern konnte, daß wenigstens einzelne Familien sich hier dauernd niederließen. Der größte Teil der Exulanten aber ging nach dem herzoglichen Preußen, da Herzog Albrecht, der schon achtzehn Jahre früher den Böhmischen

<sup>1)</sup> Über die Einwanderung der Böhmen in Preußen siehe: Martinus Gratianus, de prima Ecclesiarum fratrum in Polonia origine succincta narratio bei Johannis Lasitii Historiae de origine et rebus gestis fratrum Bohemicorum liber octavus. 1649 p. 355 ff. Hartknoch, Preuß. Kirchengeschichte 1686 S. 304 ff. Rieger, Die Alte und Neue Böhmisches Brüder (1734—39). Gindely, Geschichte I S. 308 ff. u. 329 ff. Gindely, Quellen S. 72 ff. Tschackert, Urkundenbuch zur Reformationsgeschichte des Herzogtums Preußen (1890) I S. 343 ff. — Seraphim, Zur Geschichte der Aufnahme der Böhmisches Brüder in Preußen (Forschungen zur Brandenburgischen und Preussischen Geschichte Bd. 18 (1905) S. 576 ff. — Wotschke, Geschichte der Reformation in Polen (1911) S. 133 ff. — Über die Brüderansiedlung eines kleineren Gebietes s. Kwiakowski, Die Böhmisches Brüder in Gilgenburg (Mitteilungen der Literarischen Gesellschaft Masovia, 9 (1903) S. 64 ff.

Brüdern sein Land hatte öffnen wollen<sup>1)</sup>, jetzt ihnen auf Bitte des Herrn Wilhelm Krineški, der wegen seiner Teilnahme an dem böhmischen Aufstande in Prag zum Tode verurteilt worden war, sich aber schon vorher ins Ausland gerettet und mit Frau und Kindern in Preußen Zuflucht gefunden hatte, seine Hilfe anbot<sup>2)</sup>. Ehe die Böhmen tatsächlich aufgenommen wurden, fand noch eine Reihe von Verhandlungen mit ihnen statt; ihre Geistlichen mußten vor einer vom Herzog eingesetzten Kommission ein Glaubensbekenntnis abgeben, es wurden genaue Bestimmungen darüber getroffen, in welchen Stücken man den Böhmen in bezug auf Gottesdienst und Sakramentsverwaltung nachgeben könnte und in welchen sie sich der lutherischen Kirche in Preußen unterzuordnen hätten, und endlich wurde von den beiden preußischen Bischöfen Polenz und Speratus eine „Ordnung und Artikel“ aufgesetzt, die der Herzog bestätigte, und die das Gesetz darstellten, nach dem in kirchlicher Beziehung die Einfügung der Böhmen in die preußische Kirche sich vollziehen sollte.

Predigt, Katechismusunterricht, Taufe und Beichte wurde den Exulanten gemäß der Augsburgischen Konfession und dem lutherischen Katechismus in böhmischer Sprache in den Gotteshäusern, aber nur in den durch landeskirchlichen Gottesdienst nicht beanspruchten Stunden gestattet, doch wurden ihre Prediger ausdrücklich der Aufsicht der von den Bischöfen berufenen lutherischen Pfarrer unterstellt. Das Abendmahl sollte für Deutsche, Polen und Böhmen einheitlich gefeiert werden, doch sollten Präfationen in ihrer Muttersprache der Nichtdeutschen das Verständnis erleichtern<sup>3)</sup>.

Das größte Interesse brachte den Böhmen unter den maßgebenden Persönlichkeiten Preußens der Bischof von Pomesanien Paul Speratus entgegen, bei dem dabei wohl noch die Erinnerungen aus jener Zeit, da er mit dem Feuer der ersten Liebe das Evangelium in Jglau in Mähren verkündigt hatte und wohl auch schon mit den Brüdern in Berührung gekommen war, mitwirkten<sup>4)</sup>. Es war wohl natürlich, daß gerade er sich nach Geistlichen umsah, denen das Wesen der Brüder nicht fremd war und die daher geeignet schienen, bei der Eingliederung jener in die preußischen Verhältnisse erspriessliche Dienste zu leisten. Da mußte ihm ohne Zweifel Bodenstein als eine passende Persönlichkeit erscheinen.

Bodenstein war gleichzeitig mit den Böhmen nach Preußen gekommen. Zuerst scheint er sich nach Gilgenburg gewandt zu haben, wo ein großer Teil der Eingewanderten sich niedergelassen hatte. Dort war er mit Simon Mach

<sup>1)</sup> Über diesen Plan, die Böhmen in sein Land aufzunehmen, über den der Herzog sich in zwei Briefen vom 25. März 1531 an Nikolaus, einem „Waldenserbruder“ und vom 20. Juli 1531 an die „Waldenserbrüder“ ausspricht, sowie über die vergebliche Bitte um Aufnahme, die im Jahre 1535 eine Gruppe der Böhmisches Brüder aus Mähren an den Herzog richtete, s. Seraphim a. a. O. S. 212 f. und 217 ff.

<sup>2)</sup> Über Krineški s. Gindely, Geschichte I S. 286 ff., 304; Gindely, Quellen S. 90;

<sup>3)</sup> Tschackert, Urkundenbuch Nr. 2187 und 2188. Vgl. Gindely, Quellen S. 97 ff. Wotschke im Archiv für Reformationsgeschichte XI S. 100 ff.

Das bei Gindely abgedruckte Statut ist offenbar die öffentliche Ausfertigung des bei Tschackert Nr. 2187 erwähnten Konzeptes, vgl. Seraphim, a. a. O. S. 215 f.

<sup>4)</sup> Vgl. Religion in Gesch. u. Gegenw. V 826 f. (Freitag); Realenzyklopädie<sup>3</sup> XVIII S. 625 ff (Tschackert); Tschackert, Paul Speratus von Köslen, Halle 1891.

Sionski, dem Senior der Brüderkirche, der aus Mähren den Exulanten nachgeschickt worden war, zusammengetroffen. Er selbst erzählt später, daß er dort aus dem Munde Nachs folgenden Ausspruch gehört habe: „Wenn in Böhmen damals, als die erste Brüderkirche gesammelt wurde, der Zustand der Kirchen ein solcher gewesen wäre, wie jetzt in Deutschland, so wären ihre Vorfahren nie vom ordentlichen Pfarramt abgefallen, hätten vielmehr die Übereinstimmung mit demselben gesucht<sup>1)</sup>).

Wie Bodenstein mit dem Bischof Speratus in Berührung gekommen ist, wissen wir nicht; so viel steht aber fest, daß der Bischof ihn alsbald in seine Nähe zog und ihm das Pfarramt an der Domkirche zu Marienwerder übertrug. Das dürfte im Frühjahr des Jahres 1549 geschehen sein. Damals hatte Speratus die Verhandlungen in Betreff der Böhmen soweit gefördert, daß er den Widerstand der Bürger Marienwerders, die den Eingewanderten das Bürgerrecht verweigerten<sup>2)</sup>, überwunden hatte und sie feierlich im Dom als seines Bistums Angehörige aufnehmen, auch die für sie bestimmten Prediger durch Handauflegung für ihr Amt einsegnen konnte. Ein Teil der Domkirche wurde den Böhmen für ihre Gottesdienste eingeräumt<sup>3)</sup>. Georg Israel wurde ihr erster Prediger<sup>4)</sup>.

Hier fand nun auch Bodenstein seinen Wirkungskreis, und es war ihm sicher kein unerwünschter. In einem Predigtamt der lutherischen Kirche stehend und doch in steter Berührung mit der Brüderkirche, deren strenge Kirchenzucht ihn mit lebhafter Bewunderung erfüllte, dabei vom Vertrauen seines Bischofs getragen, konnte er sich wohl seiner Lage freuen. Wir haben von seiner Wirksamkeit keine nähere Kunde, aber einen Blick in seine Verhältnisse und seine Stimmung in dieser Zeit läßt uns ein Brief tun, den er am 15. September 1549 an seinen alten Gönner Johann Brenz schrieb. Die Veranlassung zu diesem Briefe war die folgende.

Auf der Universität zu Königsberg studierten damals mehrere junge Leute aus dem Kreise der Brüder, Johann Apteriz von Prerau (Blahoslav), Johann Roknyta und Johann Felinus<sup>5)</sup>. Wegen der dort herrschenden Pest wurden sie

1) Gindely, Quellen S. 254. Über Nach s. Wotfchke, a. a. O. S. 135 f. Vergl. Bidlo a. a. O. S. 70.

2) Tschackert, Urkundenbuch Nr. 2177 a.

3) Sie erhielten den westlichen, unmittelbar an das Schloß stoßenden Teil des Domes, der von der übrigen Kirche durch ein Gitter geschieden wurde. Zoepfen, Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten (1875) S. 258 f.

4) Geboren 1500 zu Hunobrod in Mähren, bis 1547 Pfarrer zu Turnow, seit 1549 in Marienwerder, 1553 in Posen, dann in Ostrorog, gestorben 8. Juli 1588 in Lipniß. Vgl. Henschel, Evangelische Lebenszeugen des Posener Landes, Posen o. J., S. 1 ff.

5) So die Namen nach der Zeitschrift für Brüdergeschichte IX S. 27. In der Königsberger Matrikel sind sie nicht eingetragen. Gindely, Geschichte I 345 erzählt nur, daß die am 28. Oktober 1549 zu Prerau versammelte Synode auf ein Schreiben des Speratus hin, in dem er die geringe Achtung wissenschaftlicher Tätigkeit bei den Brüdern tadelte, beschlossen habe, die Jünglinge nach Basel zu schicken, erwähnt aber nichts von ihrem Studium in Königsberg, obgleich er (vergl. „Quellen“ S. 272) weiß,

zurückgerufen und auf Speratus Veranlassung baten die Brüder in Preußen, sie zu weiterem Studium nach Basel zu schicken. Auf der Reise in die Heimat kamen sie nach Marienwerder, um sich von dem Bischof eine Empfehlung zu holen.

Dort trafen sie Bodenstein, der gerade bei dem Bischof zu Tisch war. Da nun von dem Ziele ihrer Reise gesprochen wurde, kam das Gespräch natürlich auch auf Johann Brenz, der damals, aus Schwäbisch Hall vertrieben, in Basel eine Zuflucht gefunden hatte<sup>1)</sup>. Da konnte dann Bodenstein rühmen, wie er selbst einst in Schwäbisch Hall dessen Gastsfreundschaft und freundliche Hilfsbereitschaft erfahren hatte. Infolgedessen baten ihn die Jünglinge um eine Empfehlung an Brenz und ergriff gern die Gelegenheit, sowohl diesem einen Beweis dankbaren Gedankens zu geben, als auch jenen einen Dienst zu erweisen, in dem er unterm 15. September 1549 ihnen einen solchen Empfehlungsbrief an Brenz schrieb<sup>2)</sup>.

Nachdem er diesem die Veranlassung des Schreibens dargelegt, weist er darauf hin, daß die Jünglinge zu den aus Böhmen vertriebenen, in Preußen aufgenommenen Brüdern gehören, deren Konfession einst von Luther herausgegeben und wohl auch schon Brenz zu Gesicht gekommen sei. Mit dieser Stimme das Bekenntnis, das die Böhmen vor ihrer Aufnahme in Königsberg abgelegt hätten, überein, so daß sie, die Lutheraner eine günstige Überzeugung sowohl von der Lehre als auch von allen übrigen Vorgängen im Kreise der Brüder hätten. Neben dem richtigen Bekenntnis hätten sie noch manche Eigenheiten, die man im Luthertum schmerzlich vermisse, die wachsame Seelsorge, das vollkommenste, was er je gesehen, die Übungen der Frömmigkeit und der Buße, die Ehrbarkeit der Sitten, den rechten Gebrauch der Fasten, des Wachens, der Arbeit, des Gebets, die Kirchenzucht usw., so daß jedermann sie bewundere und

daß Blahoslav in Königsberg gewesen ist. Auch nennt er nur Blahoslav und Rokyta. — Blahoslav selbst erzählt 1556 in der „Summa quaedam brevissima collecta ex variis scriptis Fratrum, qui falso Waldenses vel Piccardi vocantur, de eorum Fratrū origine et actis“ den Hergang so, wie oben im Texte angegeben. Jaroslav Goll, Quellen und Untersuchungen zur Geschichte der Böhmischn Brüder I (1878) S. 127. Zugleich erwähnt er, wie das auch Gindely I, S. 346, mitteilt, daß, da die Seuche inzwischen erloschen, andere Jünglinge nach Königsberg geschickt worden seien, nach Gindely Johann von Benatek, Johann Lorenz und Martin Abdon. Lorenz und Abdon werden im Winter 1549 immatrikuliert, Benatek (Johannes Venetianus, Bohemus) am 1. Juli 1550. Daß die Darstellung bei Blahoslav im Ganzen stimmt, geht schon daraus hervor, daß die von Königsberg Heimkehrenden im September 1549 in Marienwerder sind. Auch ist es richtig, daß damals in Königsberg die Pest herrschte. Sahm, Geschichte der Pest in Ostpreußen (Leipzig, 1905) S. 11 ff.

<sup>1)</sup> Hartmann, Johannes Brenz S. 208.

<sup>2)</sup> Der Brief ist handschriftlich erhalten in dem Archiv der Evang. Brüder-Unität in Herrnhut: Acta Unitatis Fratrum Bd. VIII fol. 30 a ff. Danach ist er hier benützt. Gedruckt ist er bei Lasilius Historiae de origine et rebus gestis fratrum Bohemicorum liber octavus etc. (1649) p. 243 ff. Danach ist er oft zitiert, z. B. Hartknoch, Preußische Kirchenhistoria (1686) S. 888; Kieger, die Alte und Neue Böhmischn Brüder (1734 ff.) III 581; Cosack, Paul Speratus S. 161, Tschackert, Urkundenbuch I S. 346. Woffschke im Archiv f. Reform.-Gesch. XI S. 90.

er nicht glaube, daß Preußen jemals bessere Leute aufnehmen könnte. Er führt dann das Urtheil Bucers an, der die Kirche der Brüder allen andern als nachahmenswertes Beispiel vorgestellt habe, wie das ähnlich auch Luther, Capito und Calvin getan hätten oder noch täten. Es sei auch wirklich bei ihnen alles nach dem Beispiel der Heiligen Märtyrer eingerichtet. Sie unterschieden bestimmt und vorsichtig ihre Hörer, die Frommen von den Gottlosen. Die zur Kirche hinzukommen, werden genau unterrichtet und erforscht, die Aufgenommenen wachsam versorgt und beobachtet, die Übungen zur Stärkung und und Bewahrung der Frömmigkeit seien mannigfaltig, der Gehorsam der Menge in allen Dingen freiwillig die Einigkeit aller untereinander bewundernswert, wie die Schrift von der Zeit der Apostel sage: Ein Herz.

Bodenstein meint dann, dieses heilige Volk sei von Gott nach Preußen geschickt, daß durch sein Beispiel die Andern veranlaßt würden, daß sie mehr an das Ausmerzen der Fehler und die Einführung wahrer Übungen dächten. Denn man könne nur mit Schmerzen im Amte stehen, wo alle Ordnung in der Kirche verwirrt sei, keiner recht sein Amt versteht, die Sitte aufgelöst sei und jedem, auch dem Unwürdigsten, allein von Amtswegen und um Lohnes willen das Heilige gespendet werde. Es sei gar traurig, daß das Evangelium der Welt nur zum Zeugnis verkündet werde, obgleich Gott auch immer die Seinen habe, die er allein kenne, und wo keine Scheidung des Volkes und keine ungehinderte Leistung der Gläubigen sei.

Allerdings haben, so fährt er fort, auch die Brüder ihre Schwächen und sündigen wohl durch ein Übermaß an Ernst und Strenge, wie in der Lehre vom Zölibat und anderen Vorschriften, die sie aber, recht ermahnt, leicht erkennen und zu bessern oder zu mildern suchen. Vollkommen sei ja nichts in der Welt, und es könne in der Kirche keine Einrichtung getroffen werden, daß nicht der Satan versuche, sie zu verderben und zu verkehren.

So könne auch die Kirche den Brüdern von sich aus etwas geben, wie schon Luther getan und ihnen durch heilsamen Rat und wahre Belehrung zur Besserung helfen.

Deshalb empfiehlt er nun Brenz die drei Jünglinge und bittet, sie in ihren Studien zu fördern. Damit würde er sich alle Brüder zu Dank verpflichten und sich ein Verdienst erwerben um diejenigen ihrer Gemeinden, die jene einst werden leiten sollen.

Dieser Brief Bodensteins zeigt schon das eigentümliche innere Verhältnis zu den Brüdern, das sein ganzes späteres Leben bestimmte und ihm viel äußere Schwierigkeiten und viel Unruhe in sein Leben brachte. Ihn erfüllt eine fast unbegrenzte Hochachtung vor der kirchlichen Disziplin der Brüder, ihrem Glaubensernst und ihrer strengen Zucht, und von diesem Standpunkt aus erscheint ihm der Zustand der lutherischen Kirche, der er selbst angehört, nur beklagenswert. Andererseits kommt er innerlich doch nicht von dem Luthertum und seiner Lehre los und sucht nun den Ausgleich in der Hoffnung, die Brüder durch Vernunftgründe und Belehrung zum Ablegen dessen, was sie von der lutherischen Kirche in dieser Hinsicht trennt, bewegen zu können. Diese Kritik

und dieses Bessern an ihnen von auſer her haben ihm aber die Brüder in der ſpäteren Zeit recht ſehr verübelt.

Lange hat Bodenstein's Tätigkeit in Marienwerder nicht gedauert. Am 12. Auguſt 1551 ſtarb Biſchof Speratus und nach ſeinem Tode mag wohl für Bodenstein der Zeitpunkt gekommen ſein, ſich nach einem andern Amte umzuſehen, wo er nicht ſo unmittelbar mit der Frage des Verhältniſſes der Brüder zur Landeskirche zu tun hatte. Denn ſeine eigenartige Stellung zu denſelben dürfte weder bei ſeinen lutheriſchen Amtsgeſen und Vorgeſetzten noch bei den Brüdern Verſtändnis gefunden haben, die ſich bald in den preußiſchen kirchlichen Verhältniſſen nicht mehr ſo wohl fühlten. Bodenstein fand alſobald ein neues Amt in Oſterode, wo er mindeſtens ſeit Beginn des Jahre 1553 amtiert hat<sup>1)</sup>.

Hier wurde er in die ſchweren Lehrkämpfe hineingezogen, welche in jener Zeit die preußiſche Kirche erſchütterten, die Kämpfe, die ſich an die Perſon Andreas Oſianders knüpften und die damals, nachdem er ſelbſt geſtorben, ſchon in ihre zweite Phase eingetreten waren.

Im Jahre 1549 war der frühere Nürnbergiſche Pfarrer Andreas Oſiander, der dieſe Stadt wegen ſeiner Gegnerschaft gegen das Interim hatte verlaſſen müſſen, nach Königsberg gekommen. Er war dort vom Herzog aufs glänzendſte aufgenommen worden, der nicht vergeſſen hatte, daß er jenem 1522 die Anregung zum Anſchluß an die evangeliſche Sache zu verdanken hatte<sup>2)</sup>. Oſiander wurde zunächſt Pfarrer an der altſtädtiſchen Kirche, erhielt aber zugleich eine Lektur an der Univerſität, ja wurde bald darauf zum erſten Profeſſor der Theologie ernannt, obwohl er keinen akademiſchen Grad hatte. Es war vorauszuſehen, daß ihm das perſönliche Gegnerschaft im Kreiſe der Profeſſoren wecken mußte, die noch durch hochfahrendes und herrſchſüchtiges Weiſen und durch die oft ſehr deutlich zu Tage tretende Parteinahme des Herzogs für ihn geſteigert wurde. Dazu kamen ſachliche Gegenſätze. Die Königsberger Theologie hatte Wurzel und Krafft von Wittenberg. Luthers und Melanthon's Schüler ſtanden

<sup>1)</sup> Zerneck, Thorniſche Chronik S. 103 berichtet, er ſei 1550 oder 1551 nach Thorn berufen worden und ihm folgt Ephraim Praetorius in ſeiner handſchriftlich überlieferten Thorer Preſbyterologie (Gymnaſialbibl. zu Thorn K fol. 25), weiß aber nicht anzugeben, an welcher Kirche er amtiert habe, nimmt vielmehr an, daß er nur von einigen Bürgern berufen ſei, um ſie zu bedienen. Es iſt jedoch recht unwahrscheinlich, daß Bodenstein um einer ſolchen unſicheren Stellung wegen ſein Amt in Marienwerder ſollte aufgegeben haben. Wollte man aber annehmen, daß er unfreiwillig von dort geſchieden wäre, ſo wäre wiederum ſeine ſchnelle Rückkehr ins herzogliche Preußen nach Oſterode unerklärlich. Auch hat Bodenstein in ſeinem Briefe an den Thorer Rat von 1558 wohl erwähnt, daß er von Oſterode nach Thorn gekommen ſei, eines früheren Aufenthalts daſelbſt aber nicht gedacht. So dürfte alſo wohl jene ſpäte Nachricht auf einem Irrtum beruhen.

<sup>2)</sup> Auf Oſianders Leben und Lehre kann hier nicht näher eingegangen werden. Es ſei verwieſen auf die Artikel „Oſiander“ in Realenzyklopädie<sup>3</sup> 16 S. 501 ff. (Möller, Tſchackert) und „Oſiander“ und „Oſianderscher Streit“ in Religion in Geſch. u. Gegenw. IV. S. 1069 ff. (Hermelink) ferner: W. Möller, Andreas Oſiander, Elberfeld 1870.

auf den Kanzeln, saßen auf den theologischen Lehrstühlen, ja bildeten auch die Mehrzahl der Professoren in den andern Fakultäten<sup>1)</sup>. Sehr viele von ihnen verdankten der Empfehlung ihrer Wittenberger Lehrer ihre Berufung in das Königsberger Amt. Lutherisch war man und wollte man sein. In diesen Kreis trat Osiander mit einer eigenen Theologie. Auch er wollte mit Luther übereinstimmen, aber er bewahrte sich ihm gegenüber das Recht eigenen Denkens. Und Melanthon, dem er schon wegen seiner Stellung zum Interim feind war, fühlte er sich ebenbürtig. Schon die Antrittsdisputation Osianders vom 5. April 1549 de lege et evangelio gab Anlaß zu lebhaftem Widerspruch und erweckte Kämpfe, die zwar zunächst auf die Kreise der Universitätsangehörigen beschränkt blieben, aber das ganze akademische Leben geradezu verwüsteten. Die am 24. Oktober desselben Jahres gehaltene Disputation von der Rechtfertigung durch den Glauben spaltete die ganze preussische Kirche in zwei Heerlager und machte sie für eine Reihe von Jahren zum Schauplatz wilder Kämpfe.

Der Kreis der Gegner Osianders war groß. Fast alle Königsberger Theologen, sowohl die Mitglieder der Fakultät als auch die Geistlichen an den Stadtkirchen gehörten dazu, daneben viele Professoren der andern Fakultäten und mancher andere angesehenen Mann. Hinter ihnen stand außerdem der größte Teil der Pfarrer in den kleinen Städten und auf dem Lande<sup>2)</sup>. Auf Osianders Seite war zwar nur eine kleine, aber um so einflussreichere Schar, zu der vor allen der Hofprediger Funk und der herzogliche Leibarzt Andreas Aurifaber gehörten<sup>3)</sup>. Sie blieb gegenüber der Mehrheit eine lange Zeit im Vorteil, weil ihr die Gunst des Herzogs unverändert zugewandt blieb.

Alle Verständigungsversuche, die auf Veranlassung des Herzogs wiederholt angestellt wurden, scheiterten an der Schroffheit beider Parteien, und auch die von dem Herzog erbetenen und bereitwilligst gemachten Vermittlungsvorschläge der württembergischen Theologen fruchteten nichts<sup>4)</sup>.

Da starb am 17. Oktober 1552 Andreas Osiander. Am 24. Januar 1553 erließ der Herzog ein Ausschreiben, in dem er befahl, daß hinfort von der Rechtfertigung nach den württembergischen Artikeln in dem zweiten Gutachten der Württemberger Theologen gepredigt werden solle und daß alle Prediger, insbesondere Doktor Mörlin, der streitbarste Gegner Osianders, Pfarrer an

<sup>1)</sup> Vgl. Freytag, Die Preußen auf der Universität Wittenberg und die nicht-preussischen Schüler Wittenbergs in Preußen von 1502 bis 1602, Leipzig 1903. Zoepfen, Die Gründung der Universität zu Königsberg (1844) S. 228 ff.

<sup>2)</sup> Vgl. dazu Zoepfen, Die Gründung der Universität zu Königsberg S. 175.

<sup>3)</sup> Hase, C. A., Herzog Albrecht von Preußen und sein Hofprediger (1879); Realenzyklopädie<sup>3</sup> Bd. 2, S. 287 f.; Schnaase, Andreas Aurifaber und seine Schola Dantiscana, Leipzig 1874.

<sup>4)</sup> Salig, Vollständige Historie der Augspurgischen Confession und derselben zugehörigen Kirchen, 3 Teile, Halle 1730, Bd. II, S. 923 ff.; Hartknoch, Preussische Kirchenhistoria S. 323 ff.; Arnoldt, Dan. Heint., Kurzgefaßte Kirchengeschichte des Königreichs Preußen (1769) S. 419 ff. Hase, a. a. O. S. 121 ff.

der Domkirche<sup>1)</sup>, wenn anders wahre Liebe Gottes und des Nächsten in ihren Herzen wäre, sich alles Schmähens und Lästerns bei Verlust ihrer Ämter enthalten, keine heimliche Meuterei, Aufruhr und tätliche Handlung anrichten, der ordentlichen Obrigkeit gehorchen und in den Collationen und Bierbänken das Disputieren, Injurieren und Verläumdungen vermeiden sollten<sup>2)</sup>.

Dieses Ausschreiben, das eben nur die Gegner Osianders traf, seine Freunde und Parteigänger aber völlig unbehelligt ließ, erweckte überall im Lande den heftigsten Widerspruch. Nicht nur Mörlin, der öffentlich von der Kanzel zum Ungehorsam gegen dasselbe aufforderte und deshalb des Landes verwiesen wurde, trat dagegen auf, sondern hier und dort folgten einzelne seinem Beispiel, und fortan wurde der Kampf sowohl in Königsberg geführt wie im ganzen Lande. Besonders wird von dem Pfarrer von Schippenbeil Franz Marshausen, einem alten Freunde und Leidensgenossen Mörlins von Göttingen her, berichtet, daß er mit großer Heftigkeit wie schon gegen Osiander selbst, so jetzt gegen das herzogliche Mandat auftrat<sup>3)</sup>, ja es begannen die preußischen Geistlichen außerhalb Königsbergs selbständig ohne Berufung durch den Herzog oder ihre kirchlichen Vorgesetzten sich zu versammeln und über ihre Stellung zum Osianderismus und zu den Maßnahmen des Herzogs zu beraten.

Das geschah zuerst auf der Synode zu Osterode am 1. Mai 1553. Während in Königsberg die sächsischen Gesandten, die der Kurfürst Johann Friedrich von Sachsen auf des Herzogs Wunsch nach Preußen geschickt hatte, vergeblich versuchten, die hitzigen Gegner mit einander zu versöhnen<sup>4)</sup>, trafen dort dreizehn Pfarrer aus dem preußischen Oberlande zusammen, um über ihre Lage

<sup>1)</sup> Über Mörlin vgl. Realenzyklop. <sup>3</sup> Bd. 13, S. 237 ff. (Wagenmann, Lezius). Zwei Lebensbeschreibungen finden sich in Acta Borussia I, 149 (Wigand); II, 477 (Severin Göbel); Walter, Joachim Mörlin, ein Lebensbild aus der Reformationszeit, Arnstadt 1856 u. 1863, Programme. Koch, Briefwechsel Joachim Mörlins mit Herzog Albrecht, Wolf von Cötewitz und Christoph von Creuz während der Osiandrischen Wirren, Altpr. Monatschr. Bd. 39 (1902) S. 517 ff.

<sup>2)</sup> Der ausführliche Titel dieses Ausschreibens findet sich bei Salig II S. 921 Anmerkung.

<sup>3)</sup> Franz Marshausen war zu Göttingen geboren und dort auch Diakonus an der St.-Johanniskirche gewesen und des Interims wegen später vertrieben worden. Er wurde im Oktober 1550 Diakonus in Schippenbeil und 1551 Pfarrer daselbst. Seine Heftigkeit brachte ihn bald in schwere Gefahr und er wurde, wie wir noch sehen werden, schließlich seines Amtes entsetzt. Er ging dann wieder nach Deutschland zurück und wurde Prediger an der St.-Michaelskirche zu Hildesheim. Vgl. Gesammelte Nachrichten von der Ost-Preussischen Stadt Schippenbeil, Königsberg (1771) S. 110.

An weiterem Material über M. ist noch vorhanden: Ein Brief von Herzog Albrecht vom 8. August 1551 und von Caspar von Kostitz vom 16. August 1553, Acta Borussia III 455 ff.; ferner mehrere Briefe Herzog Albrechts an ihn und den Rat von Schippenbeil, Stadtbibliothek zu Danzig, Ms. 1326, fol. 88 ff. und eine Anzahl Briefe von ihm an den Herzog, den Rat von Schippenbeil und an Mörlin aus den Jahren 1550—69, sowie ein Geleitsbrief für ihn von 1550, Stadtbibl. zu Königsberg, S. 54, IV 1387; V 579, 899; IV 331, 471, 675; VII 175 u. 599.

<sup>4)</sup> Koch, Die sächsische Gesandtschaft zu Königsberg während des Osiandrischen Lehrestreites im Jahre 1553. Altpr. Monatschr. Bd. 40 (1903) S. 187 ff.

und das gegenüber dem herzoglichen Ausschreiben zu beobachtende Verfahren zu beraten. Den Vorsitz führte der Pfarrer und Erzpriester Johann Hadamar von Salsfeld, der Archidiakon des Salsfelder Archidiakonats im Pomesanischen Bistum<sup>1)</sup>. Neben ihm stand als zweiter in Rang und Ansehen der Erzpriester von Hohenstein Matthias Wienwald<sup>2)</sup>. Neben diese beiden, die schon ein langes Leben im Dienste der evangelischen Kirche hinter sich hatten, tritt nun jedenfalls als eins der angesehensten Glieder des Kreises Antonius Bodenstein, der Pfarrer von Osterode, dessen Name sich an dritter Stelle unter den Unterschriften des Synodalprotokolls findet. Sonst mag noch von den Anwesenden der Pfarrer von Riesenburg Franz Burchardi genannt sein, einst sein Studien-genosse in Wittenberg, jetzt sein Streitgenosse und später, als Führer des strengen Luthertums im polnischen Preußen, auch sein heftiger Gegner<sup>3)</sup>.

Der in dieser Synode gefaßte Beschluß spricht zuerst das Befremden der Erschienenen über das herzogliche Ausschreiben aus. Es sei ihre Meinung, dieser Streit hätte nach so viel Mühe und so viel Vermittlungsversuchen längst beigelegt sein müssen, und die Schuldigen, die doch allein in Königsberg saßen, hätten aus dem Lande entfernt sein müssen. Sie wüßten nicht, weshalb ihnen das Mandat zugegangen sei. Bei ihnen wäre das ganz unnötig, denn bei ihnen gäbe es keinen Streit und keinen Lehrunterschied, da sie alle nach der Lehrform predigten, die aus der Augsburger Konfession und aus Luthers Schriften geschöpft sei oder besser noch aus der heiligen Schrift, dem Fundament, auf dem die preußische Kirche gegründet sei. Es sei ihrer Meinung nach auch nicht

<sup>1)</sup> Johann Hadamar, aus Iglau gebürtig, war schon 1524 von Luther an Brieffmann empfohlen worden als tüchtig für das Schulamt (de Wette, Luthers Briefe II, 528 vgl. Acta Bor. I S. 797 u. Erläutertes Preußen I S. 265, Tschackert, Urkundenbuch Nr. 237). 1530 ist er in der Umgebung des Speratus, seit 1539 als Pfarrer von Salsfeld nachweisbar. Er stirbt 1554. Tschackert, a. a. O. Nr. 677, 1145, 1160, 1171, 1403. Vgl. auch Arnoldt, Nachrichten von allen an den ev. Kirchen Ostpreußens gestandenen Predigern (1777) S. 420 u. Arnoldt, Kurzfassete Kirchengeschichte des Königreichs Preußen S. 333.

<sup>2)</sup> Matthias Wienwald war schon 1524 als evangelischer Prediger in Danzig, später in Elbing tätig gewesen und lebte, nachdem er aus dem polnischen Preußen hatte flüchten müssen, seit 1526 als Pfarrer in Hohenstein, wo er 1573 starb. Er war auch einer der ersten literarischen Vertreter der Reformation in Preußen. Vgl.: Das Vaterunser ausgelegt durch Matthiam Bynwalth, Prediger zu Odanzk (1525). Herausgegeben von Hermann Freytag. Flugschriften aus den ersten Jahren der Reformation Bd. 4 Heft 2 (1910). Dort sind in der Einleitung die Daten über das Leben Wienwalds zusammengestellt.

<sup>3)</sup> Franz Burchardi aus Löwenberg war etwa von 1547 an Pfarrer zu Riesenburg, 1557 Pastor an St. Marien in Danzig, 1560 an St. Marien in Thorn, 1572 Pfarrer zu Gr.-Jünder im Danziger Werder, und starb am 6. Juli 1590. Hartknoch 682 f., 705 f., 885 ff.; Freytag, Die Beziehungen Danzigs zu Wittenberg, in Zeitschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, Heft 38, S. 83 ff., 121. Handschriftliche Quellen zu seiner Lebensgeschichte finden sich außer den dort angeführten im Stadtarchiv Thorn II, XI, 2 f. 100; Stadtbibl. zu Danzig, Ms. 1247 Bl. 4, 39, 68, 158, 168; Ms. 458 Bl. 2, Uph. fol. 131, S. 180; Stadtbibl. zu Königsberg, S. 54 V fol. 549 u. VIII f. 177; Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel.

nötig, die vergangenen und gegenwärtigen Aktionen aufzuzählen, denn es wäre besser, die Leute hätten nie etwas davon gehört, und wären dadurch nicht in ihrem Gewissen verlehrt, in Zweifel geführt und sonst geärgert worden. Da nun aber der Herzog sein Ausschreiben an alle Untertanen, welches Standes sie seien, geschickt und mit strengsten Worten Gehorsam gefordert und obendrein allen Gehorsamen Gnade verheißten, den andern aber schwere Strafen angedroht habe, so sei die Sache auch an sie gekommen, und sie müßten um ihres Amtes willen, das vor der Welt sehr wenig gelten möge, vor Gott aber sehr wichtig sei, sich durch das notwendige Widersprechen stärken und festigen.

Sie erklären, sich der Gehorsamspflicht gegen ihren Fürsten wohl bewußt zu sein und auch viel lieber im Frieden und schuldigen Gehorsam leben zu wollen, aber nehmen doch das Recht für sich in Anspruch, das Befohlene zu prüfen besonders in Sachen des Gewissens, da man Gott mehr gehorchen müsse als den Menschen.

So setzen sie sich mit dem württembergischen Gutachten und mit Oslanders Lehre auseinander, kommen zu dem Schlusse, daß diese nicht mit der Augsburgerischen Konfession übereinstimmen, und erklären deshalb bei dem anerkannten und öffentlichen Bekenntnis der Wahrheit, bei der angenommenen und gewohnten kirchlichen Ordnung bei der Augsburgerischen Konfession bleiben zu wollen<sup>1)</sup>.

Irgendeinen Einfluß hatte diese Zusammenkunft auf die Entwicklung der Dinge nicht. Herzog Albrecht versuchte nun einen andern Weg. Zunächst berief er zum Verweser des samländischen Bistums den Dr. Johannes Aurifaber, den Bruder seines Leibarztes, von dem man hoffen durfte, daß er als nicht einheimischer Theologe den Königsberger Parteien gegenüber mit einer gewissen Objektivität seine Stellung nehmen würde. Dann entschloß er sich, selbst ein Glaubensbekenntnis aufzustellen, das die Grundlage der neuen Verfassung bilden sollte<sup>2)</sup>.

Zugleich trat er mit dem Herzog von Württemberg in Verbindung, um von ihm eine Gesandtschaft zu erbitten, die aus Theologen der mittlern Richtung bestehend, wie er hoffte, bessern Erfolg haben würde, als die sächsische.

Ehe diese Gesandtschaft aber nach Preußen kam, wurde von den Geistlichen abermals selbständig eine Synode und zwar zu Salsfeld, Ende Mai 1554 gehalten.

Wieder hatte Johann Hadamer diese berufen. Da er aber vor ihrem Zusammentreten schwer erkrankte, übernahm Matthias Bienwald die Leitung der Synode. Neben ihm stand dieses Mal noch der Erzpriester zu Soldau

<sup>1)</sup> Wigand, De Osiandrismo: Dogmata et argumenta studiose ac fideliter collecta (1588) p. 330 ff. Salig, a. a. O. II, 1022.

<sup>2)</sup> Vgl. dazu Hartknoch, Kirchenhistoria S. 349 f.; Salig, a. a. O. II S. 290 ff. u. 959, vor allem aber Epiffa, Die Bekenntnisschriften des Herzogs Albrecht von Preußen im Archiv für Ref.-Gesch. VI S. 1 ff. und Koch, Die Konfession des Herzogs Albrecht von Preußen vom 15. Juli 1554, ebenda V S. 171 ff.

Martin Soldanus<sup>1)</sup>, dem unter den übrigen zwanzig Geistlichen in der Unterschrift wieder Antonius Bodenstein folgt. Es dürfte das ein Beweis für seine hervorragende Teilnahme an den Verhandlungen sein.

Die Synode war sicher im Hinblick auf die zu erwartende Ankunft der württembergischen Theologen zusammengetreten. Man wollte sich einen festen Standpunkt in den kommenden Kämpfen geben. Darum geht das Synodaldekret von der Verwerfung der Osiandrischen Rechtfertigungslehre aus. Dann erklären die Teilnehmer, daß sie, weil der Herzog durch seine Erlasse diese falsche Lehre in die Kirche einzuführen sucht, sie aber überzeugt sind, daß ihm das nur durch die falschen Lehrer eingegeben sei, diese Dinge nicht annehmen und in ihren Kirchen publizieren würden. Auch verlangen sie, wenn man ihnen unter irgendeinem Vorwand Visitationen zuschicken sollte, eine vorherige Erklärung, daß man sie bei der gesunden und unbefleckten Lehre von der Rechtfertigung, wie sie vor der Ankunft Osianders gelehrt worden, belassen würde, und protestieren zugleich gegen alles, was man ihnen bringen könne, es sei gut oder böse, weil von jenen als von Kettern selbst das Gute verdächtig sei. Endlich erklären sie bei der alten Kirchenordnung bleiben zu wollen und verlangen, daß sie aufrecht erhalten werde, da sie zu einer Zeit festgestellt sei, als im Lande die schlichte reine Lehre des Evangeliums einmütig und friedlich gepredigt wurde.

Sodann stellt das Synodaldekret noch einmal die reine evangelische Rechtfertigungslehre im Gegensatz gegen die Osianders dar und schließt mit dem Gebetswunsch, daß Gott sie gnädig davor bewahren wolle, von dem Worte Gottes und dem Augsburgischen Bekenntnis abzufallen<sup>2)</sup>.

Zweiundzwanzig Geistliche haben dieses Dekret in der Synode unterschrieben, dann wurde es auf Beschluß der Versammlung auch den Geistlichen in der Nachbarschaft übersandt, von denen neun unterschrieben unter dem Ausdruck des Bedauerns, daß der Archidiakon, der Erzpriester Albert Meldius in Rastenburg<sup>3)</sup>, weil er selbst zu den Osiandristen übergegangen sei, es unterlassen habe, die Geistlichen seines Sprengels zusammenzurufen.

Mit dem angeführten Beschluß betrachtete aber die Versammlung ihre Aufgabe noch nicht als gelöst. Sie beschloß vielmehr noch ausdrücklich, einen Brief an den Herzog zu richten und ihm von ihrer Stellungnahme Mitteilung zu machen. In diesem schrieben die Geistlichen folgendes:

Sie hätten bisher geglaubt, ihrem Amte, in das Gott sie gesetzt, genug getan zu haben, wenn sie die reine Lehre von der Rechtfertigung predigten und Osianders Irrtümer mit Gründen der Schrift widerlegten. Jetzt aber sähen

<sup>1)</sup> Wohl Martin Starck, der schon 1547 hier war und noch 1567 amtierte. Tschackert, Urkundenbuch Nr. 1966; Arnoldt, Nachrichten S. 472 ff.

<sup>2)</sup> Wigand, De Osiandrismo S. 340 ff.

<sup>3)</sup> Mag. Albert Melde aus Buckow in der Mark wurde 1544 in Königsberg immatrikuliert, war später Rektor der altstädtischen Schule daselbst und von 1552 an Erzpriester in Rastenburg. Er starb 1566 am 10. März. Vgl. über ihn Arnoldt, Nachrichten S. 255, Hartknoch, a. a. O. S. 357, 366 u. 412.

sie ein, daß es erforderlich sei, daß die falsche Lehre öffentlich verdammt würde und die Urheber des Irrtums durch öffentliche Buße, Widerruf und Abbitte Gott seine Ehre und der Kirche ihre Ruhe wiedergäben. Wenn diese aber halsstarrig wären, so müßten sie öffentlich verdammt und die Schäflein Christi gemahnt werden, sie zu meiden.

Dazu sei eine Synode nötig. Da aber die Bistümer erledigt<sup>1)</sup> und vom Herzog nicht wieder besetzt seien, so hätten sie selbst den Gedanken an eine Synode gefaßt und da auch die Königsberger Geistlichen der Bitte, eine Synode zu berufen, nicht nachgekommen wären, so hätte schließlich, der Not gehorchend, der Archidiakon die Einladung ergehen lassen, und am 29. Mai und den folgenden Tagen habe nun die Synode getagt. Diese habe nun beschlossen, den Brief an den Herzog zu richten, an dessen gnädiger Aufnahme sie nicht zweifeln. Sie zeigen dann, wie Osianders Lehre neu sei und Luthers Lehre und dem Augsburgerischen Bekenntnis widerspreche. Von der Gegenpartei würde trotz aller Gutachten und Urteile der Kirche Osianders Name wie der eines Heiligen gepriesen, der sich nur um der Undankbarkeit der Welt willen dieser entzogen hätte. Unter dem Namen des Herzogs würden neue Kirchenordnungen, neue Katechismen usw. eingeführt, nur in der Absicht, dadurch die alte Lehre allmählich zu verdrängen und die reinen Lehrer zu vertreiben, wie sie schon gehört haben, daß ein den Osiandriften genehmer Bischof oder Präsident ohne Wissen und ohne Zustimmung der Kirche berufen sein soll<sup>2)</sup>.

Sie bitten deshalb vom Zwange des Gehorsams gegen solche Bischöfe und Präsidenten befreit zu werden. Habe der Herzog ihnen etwas Wichtiges vorzulegen, so möge er es ihnen durch ihre ordentlichen Archidiacone und Erzpriester mitteilen.

Nachdem sie dann noch einmal sich gegen den neuen Katechismus, der schon in den Kirchen gebraucht, aber nun, weil ihn Osiander eingeführt, verdächtig geworden wäre, gegen die neue Kirchenordnung und gegen eine etwa geplante Visitation ausgesprochen, bekennen sie offen, daß sie nicht nur wegen der Lehre Osianders, sondern auch um der Tatsache willen zusammengekommen seien, weil ihnen die kirchlichen Mandate durch die weltlichen Hauptleute zugestellt würden und endlich auch, um über die künftige Besetzung des Archidiaconats zu beraten<sup>3)</sup>.

Man sieht, es war eine sehr deutliche Sprache, die diese Prediger ihrem Landesherrn gegenüber führten und man wird Herzog Albrechts Geduld bewundern, die sich solche Sprache bieten ließ, zugleich freilich auch die Unerforschlichkeit der Brieffreiber, von denen wohl jeder sich sagte, daß er bei solchem Auftreten jeden Augenblick gewärtigen mußte, von Amt und Brot

<sup>1)</sup> Georg von Polenz, der Bischof von Samland, war am 28. April 1550, Paul Speratus, der Bischof von Pomesanien, am 12. August 1551 gestorben.

<sup>2)</sup> Wigand, De Osiandrismo S. 347 ff.

<sup>3)</sup> Der Archidiakon Hadamar war, wie wir schon hörten, schwer krank und starb bald darauf.

gejagt zu werden. Nur das Bewußtsein, für eine gerechte Sache zu streiten, konnte ihnen den Mut dazu geben.

Noch aber waren die Gegensätze nicht auf ihrem Gipfelpunkt angelangt.

Nachdem die württembergischen Theologen angelangt und die nötigen Vorverhandlungen zwischen ihnen und dem Präsidenten Kurisaber sowie den andern Königsberger Theologen erledigt waren, berief der Herzog sämtliche Pfarrer des Landes für den 2. September zu einer Synode nach Königsberg, der er sein eigenes Bekenntnis vorlegte in der Hoffnung, daß die Synode auf Grund dieses Bekenntnisses und unter Vermittlung der Württemberger den Frieden in der preußischen Kirche wiederherstellen würde<sup>1)</sup>.

In dieser Hoffnung sah er sich schwer getäuscht. Die Konfession des Herzogs anzunehmen, lehnte man rundweg ab und da man doch eine direkte Verwerfung vermeiden wollte, so erklärte man, nicht eher über sie verhandeln zu können, als bis die Exekution der Gutachten und Urteile der Kirche erfolgt sei. Was man darunter verstand, wurde in einer Eingabe vom 8. September dargelegt. Darin verlangten die Geistlichen von den Osiandristen nicht allein einen Widerruf, sondern auch deren Absetzung oder wenigstens zeitweise Suspension von ihren Ämtern, und zugleich die Wiedereinsetzung der um ihres Gegensatzes gegen die Osiandristen Vertriebenen. Ja, da sie von dem Verbot osiandristischer Bücher handelten, die man verbrennen und verbieten sollte, rechneten sie dazu auch die unter des Herzogs Namen ausgegangenen Ausschreiben und Kirchengebete.

Da der Herzog auf diese Gedanken nicht eingehen wollte und füglich auch nicht konnte, so zogen sich die Verhandlungen lange erfolglos hin. Schließlich faßten die Gegner der Osiandristen, die den weitaus größten Teil der Synode darstellten, noch einmal ihren Standpunkt in einem Rezess zusammen und ließen sich auf keine Milderung desselben ein. So brach dann der Herzog die Verhandlungen ab und ließ am 24. September den Versammelten seinen Abschied vorlesen. Da eine Diskussion über diesen Abschied nicht verstattet, auch keine Abschrift davon herausgegeben wurde, so entschloß man sich zu einem kurzen Protest gegen denselben und ging unverrichteter Sache heim.

Auch an dieser Königsberger Synode hat Antonius Bodenstein teilgenommen und hat sich, wie nach dem vorhergehenden voranzusetzen war, auch hier zu den Gegnern Osianders gehalten. Sein Name steht unter den Unterschriften des Rezesses und zwar wieder unter den ersten. Man wird danach anzunehmen

<sup>1)</sup> Die Verhandlungen dieser Synode sind nicht gedruckt, doch liegen Berichte über dieselbe in mehrfacher Form handschriftlich vor: 1. Stadtbibl. Danzig Ms. 1327 fol. 1 ff.: Preußische Akten, was in Synody zu Königsberg wegen des Osiandristischen Schwarms verhandelt worden. (Dieser Bericht ist von mir benutzt.) 2. Herzogliche Bibliothek in Wolfenbüttel, Salig a. a. O. II 1033 führt drei dort befindliche handschriftliche Berichte an. Der erste findet sich im Koder 7,9 Aug. fol. und ist anonym. Die andern beiden von Salig angeführten von Franziskus Burchardi und von Peter Hegemann vermag ich nach dem gedruckten Katalog (Die Handschriften der Herzoglichen Bibliothek zu Wolfenbüttel, 10 Bände (1884 bis 1913) nicht zu identifizieren. Eine Anfrage in Wolfenbüttel war leider erfolglos.

haben, daß er tätigen Anteil an den Verhandlungen hatte, ohne daß wir im einzelnen sein Auftreten verfolgen könnten. Wir sehen aber aus den deshalb hier genauer dargestellten Vorgängen, wie seine innere Stellung war. Ein entschiedener Anhänger echten Luthertums wollte er nichts mit den abweichenden Lehrmeinungen Osianders zu tun haben.

Allerdings ist er uns bisher nur als Teilnehmer größerer allgemeiner Versammlungen begegnet, bald aber trat er auch persönlich mehr in den Vordergrund. Der Herzog ließ nicht lange nach Schluß der Königsberger Synode seinen Synodalabschied durch den Druck veröffentlichen<sup>1)</sup>. Nun hatten die Geistlichen Zeit und Gelegenheit, sich näher damit zu beschäftigen und auseinanderzusetzen. Das geschah denn auch alsbald. Zuerst kamen die Prediger um Riesenburg zusammen, um über weitere Maßnahmen zu beraten. Dann schickten sie den Riesenburger Pfarrer Burchardi zu Marschausen nach Schippenbeil, um in weiterem Kreise Fühlung zu nehmen<sup>2)</sup>. Auf Marschausens Einladung traten dann am 13. November 1554 zu Döbern Burchardi, Marschausen, Bodenstein und der Pfarrer Johann Cracovita<sup>3)</sup> von Preußisch-Holland zu einer Beratung zusammen. Über diese Verhandlung liegt uns ein von Bodenstein verfaßter Bericht in Form eines Briefes an Herzog Albrecht vor<sup>4)</sup>. Dieser lautet:

„Zu Döbern, den 13. November haben sich M. Franciscus Marschausen, Pfarrherr zu Schippenbeil, M. Franciscus Burchardi zu Riesenburg, Johannes Cracovita zu Holland und ich Antonius Bodenstein zu Osterode des Abschieds halben gründlich unterreden wollen, weil eine Unterredung gänzlich vonnöten und aber fürstl. Durchlaucht unser gnädigster Herr in eigener Person zu Königsberg dieselbe stracks abgeschlagen auch keine Abschrift vergönnen wollen und nun im Druck die Worte viel beschwerlicher klingen, denn man sie aus dem Verlesen (oder im Fluge eben) alle hat fassen und verstehen können, sonderlich, daß beide Part der Exekution sollen unterworfen sein und viel wider Fürstl. Gnaden Person selber vorgenommen etc.

Das haben sie geachtet an ihm selbst billig und notwendig sein und pro autoritate ministerii recht und ordentlich geschehen. Und wiewohl sie sich einer einhelligen, beständigen recusation und confutation des Abschieds zu entschließen willens gewest, doch in Betrachtung, wie ihnen alle vorgeschlagene Handlung über der Osiandrischen bösen Sache geraten und gedeutet werden, haben sie es fürs nächste, beste und förmlichste angesehen, sich allein der Kirchen Erkenntnis, als dahin beiderseits provocirt worden, allenthalben hinfort mehr gänzlich zu halten, dazu dann vonnöten, daß von beiden parten Bericht gefalle,

<sup>1)</sup> Vgl. dazu Spitta im Archiv f. Ref.-Gesch. VI (1909) S. 129 ff.

<sup>2)</sup> Stadtbibl. Danzig Ms. 1327 fol. 90.

<sup>3)</sup> Johannes Cracovita (Krackau) war seit 1551 Pfarrer in Pr.-Holland, wurde 1555 d. 31. Jan. entlassen, war von 1559 bis 1566 in Thorn und ist 1568 Pfarrer in Strasburg. Arnoldt, Nachrichten S. 373; Zernecke, Thornische Chronik (1727) S. 148; Plehn, Gesch. des Kreises Strasburg (1900) S. 118.

<sup>4)</sup> Hartknoch, a. a. O. S. 378 f.

weil es ja heißt: *audiatur et altera pars*. Und wiewohl bisanher der falschen verführerischen ärgerlichen Lehre halben berichtet und erkannt ist worden, der großen mannigfaltigen Lästung und schwerer Verfolgung halben aber gar nicht ist geschlossen, daß man die Anklage über das schuldige Part selber anstellen und vollführen und allenthalben notdürftiglich berichten wolle, hergegen aber auf alle unbillige Auflage, Beschwerung und Beschuldigung dieses Part's gründlich und beständiglich zu antworten, und, den hochgemelten Fürstl. Gnaden unserm Gnädigsten Herrn und dem ganzen Lande zum Besten und Abhelfung der Sachen, die Kirchen um ein endlich Erkenntnis, treuen Rat und Bericht ernstlich und herzlich anzuhalten und zu vermögen, der Zuversicht, es würden es alle andern Pastores, so nicht vorhanden, auch die Herrn Doctores, wie sie sich mit einander zu Königsberg unterschrieben, ihnen wohlgefallen lassen, vermöge der Protestation, so dazumal über den Abschied getan und ihrem eingelegten Rezeß leßlich mit angehängt worden, mit Wünschung, daß solches auch mit Fürstl. Gnaden gnädigstem Vorwissen füglich und unverhindert vorgenommen und ins Werk gesetzt werden möcht.

Was nu nicht geschehen ist und geschehen kann, sei Gott befohlen. An Haushaltern aber sucht man nicht mehr, denn daß sie treu erfunden werden. 1. Cor. 4."

Der letzte Satz deutet darauf hin, daß dieser Bericht erst geschrieben ist, nachdem der Herzog von dem Vorhaben der Geistlichen von sich aus das Urteil der auswärtigen Theologen einzuholen, Kunde empfangen hatte, und nun aufs höchste erzürnt, dieses verhinderte und die Beteiligten zur Rechenschaft zog.

Bodenstein und Burchardi scheinen nun durch Vermittlung des inzwischen zum Archidiakon ernannten Matthias Bienwald die Hilfe der Königsberger Theologen D. Georg Venediger und D. Peter Hegemon in Anspruch genommen zu haben. Darauf deutet wenigstens ein Brief, den diese beiden an jene beiden unserm 19. Juli 1555 richteten. Darin sagen sie, sie hätten die Supplik, die ihnen Matthias im Auftrage jener überbracht, nachdem sie auch noch den Präsidenten hinzugezogen hätten, dem Fürsten in aller Namen übergeben, aber die Antwort, die sie erhalten, würden jene besser aus dem Munde des Matthias vernehmen, der der Verhandlung beigewohnt habe. Sie ahnen, daß es zu keiner leichten Katastrophe kommen werde und ermahnen angesichts der ihren Häuptern drohenden Gefahr zu treuem Gebet. Zugleich schicken sie die neuerdings eingetroffenen auswärtigen Urteile ein<sup>1)</sup>.

Wir sehen hier Bodenstein im Mittelpunkte der antiofiandrischen Partei stehen.

Tatsächlich zog sich das Unwetter schnell über den Häuptern der Angehörigen dieser Partei zusammen. Schon am 11. August 1555 erließ der Herzog ein Mandat, gerichtet an die Prälaten, den Rektor der Universität, die Ritterschaft und Bürgerschaft, sowie an alle Untertanen<sup>2)</sup>. Noch einmal wird darin alle Verunglimpfung aus Anlaß des Streites über die Rechtfertigung und über

<sup>1)</sup> Stadtbibl. Königsberg, S. 54 V 549, abgedruckt in Archiv f. Ref.-Gesch. XI S. 90 f.

<sup>2)</sup> Neu gedruckt von Spitta in Archiv f. Ref.-Gesch. VI S. 130 ff.

die göttliche wesentliche Gerechtigkeit und die Einwohnung Gottes durch den Glauben in uns bei der Strafe der Amtsentsetzung und Landesverweisung verboten. Alle Kirchendiener sollen sich an den Synodalabschied vom vorhergehenden Jahre halten und sich jeder geringschätzigen Äußerung über die Lehre vom Verdienste Christi oder auch von der Einwohnung der wesentlichen Gerechtigkeit Gottes enthalten. Auf beiden Seiten soll eine Amnestie aufgerichtet werden wie auch der Herzog allen seinen Lasterern um Gotteswillen verzeihen wolle.

Dieses Mandat sollten die Pfarrer von den Kanzeln ablesen; aber nur wenige gehorchten. Da griff der Herzog mit Strenge ein. Die Führer der widerseßlichen Pfarrer wurden abgesetzt, andere zogen es vor, freiwillig das Land zu verlassen. Damals wurden auch Bodensteins nähere Freunde, die wir vorher kennen gelernt haben, Marshaufen, Burchardi, Cracovita des Landes verwiesen.

Bodenstein selbst hielt sich noch kurze Zeit unter besondern Umständen im Amte<sup>1)</sup>. Er hatte — die näheren Verhältnisse sind uns unbekannt — wohl im Gegensatz gegen die oständrische Abendmahllehre<sup>2)</sup> behauptet, daß wir nicht mehr denn den bloßen Leib und Blut Christi im Abendmahl empfangen und nicht zugleich der Gottheit Christi teilhaftig wurden, und hatte sich dabei auf die Apologie der Brüder von 1538 berufen, zugleich auch die eigene Zugehörigkeit zur Bräderkirche, wenn nicht behauptet, so doch mindestens vermuten lassen.

Das veranlaßte den Herzog, gegen Bodenstein ein besonderes Verfahren einzuschlagen. Gerade in dieser Zeit, vom 24. bis 31. August 1555, tagte die wichtige Synode zu Koschminiek, auf der eine Verbrüderung der Brüder mit den Kleinpolen geplant und geschlossen wurde<sup>3)</sup>. Zu dieser Synode schickte auch Herzog Albrecht seinen Hofprediger Funck neben dem schon genannten Wilhelm Krinehki und dem Lyker Erzpriester Johann Maletius. Funck hatte dabei noch bezüglich Bodensteins einen besonderen Auftrag an den Senior Johann Czerny.

Er sollte zunächst feststellen, ob Bodensteins dogmatische Ansicht diejenige der Brüder sei. Wäre das nicht der Fall und stelle es sich heraus, daß jener den Schutz der Brüder mißbrauche, so ließ der Herzog den Senior ersuchen, er möchte ihn ermahnen und eines Bessern belehren. Würde er folgen, so wollte der Herzog das, was geschehen, als eine Schwachheitsjünde gnädig verzeihen. Blicke Bodenstein aber halsstarrig, so würde der Herzog gegen ihn so verfahren müssen, daß andere erkennen könnten, daß er noch Mittel wüßte, solchen Irrtum in seinem Lande nicht zu dulden. Deshalb bäte er den Senior, die Sache selbst in die Hand zu nehmen und zum Besten zu wenden,

<sup>1)</sup> Zum folgenden ist zu vergleichen der schon mehrfach zitierte Aufsatz von Wotschke, Der Petrikauer Reichstag 1552 und die Synode zu Koschminiek 1552, Archiv f. Ref.-Gesch. XI S. 82 ff.

<sup>2)</sup> Möller, Andreas Ostander S. 408.

<sup>3)</sup> Wotschke, Geschichte der Reformation in Polen (1911) S. 142 f.

damit er nicht strafen müßte. Denn er wollte nicht gern einen Eingriff in das Amt des Ältesten tun.

Der Senior erkannte sofort, daß in der Angelegenheit eine gewisse Gefahr für die Brüderkirche lag, insofern der Verdacht der Irrlehre ihr leicht Schwierigkeiten machen konnte. Deshalb war er sehr dankbar dafür, daß ihm Gelegenheit geboten war, sich dazu zu äußern. Er gab daher als Lehre der Brüder folgendes an: Im Sakramente empfangen wir wahrhaftig den Leib und das Blut Christi und derweil derselbe Leib mit der Gottheit vereinigt eine Person ist, so wußten sie die Gottheit nicht abzusondern, sondern lehrten, daß wir also auch der göttlichen Natur theilhaftig würden<sup>1)</sup>.

Von Bodenstein erklärte der Senior, daß er nicht zur Gemeinde der Brüder gehöre noch gehöret habe, vielmehr bestände seine Verbindung mit ihr nur darin, daß er in Mähren einem Bruder als Lehrer seiner Kinder gedient habe. Allerdings habe er kürzlich durch Johann Birke, den Pfarrer zu Neidenburg und Mitglied der Bruderschaft, die Mittheilung an die Senioren gelangen lassen, daß er aufgenommen werden möchte. Aber er, der Senior, hätte noch manche Erkundigung einzuziehen, ehe er jenen aufnehmen könne, denn ihm sei dessen harnäckiger eigensinniger Kopf von andern genugsam vermeldet. Wollte er sich aber lenken lassen, und tun, was einem christlichen Diener gebürt, so werde der Senior dafür sorgen, daß man hinfort bei Bodenstein keinen Irrtum, Widerwillen oder gefährliche Handlung zu befürchten hätte. Undernfalls würde dem Herzog Meldung gemacht werden, damit er mit ihm verfahren könne, wie es die Noth erfordere.

Deshalb bat der Senior, der Herzog möge nicht eher einschreiten, als bis er selbst mit Bodenstein gehandelt hätte, da dieser nun doch einmal zu ihm seine Zuflucht genommen habe, wenn er auch noch nicht unter ihrer Zucht stände. Er versprach noch, die Sache möglichst zu beschleunigen und dem Herzog unmittelbar oder durch Vermittlung des Herrn Krineßki oder des Hofpredigers Funck Nachricht zu geben. Der weitere Verlauf der Angelegenheit entzieht sich unserer Kenntnis. Zweierlei aber ist sicher. Erstens, daß Bodenstein nicht in die Brüderkirche eintrat und daß auch er das Herzogtum Preußen verlassen mußte. Ob er des Landes verwiesen wurde oder ob er bevor diese letzte Möglichkeit eintrat, freiwillig ging, bleibt zweifelhaft, doch scheint fast das letztere der Fall gewesen zu sein, da er alsbald einen neuen Wirkungskreis in Thorn fand und später ausdrücklich sagt, daß er von Osterode nach Thorn gekommen sei. Ehe er jedoch Preußen verließ, knüpfte er noch eine Verbindung an, die ihm zur Quelle mancher Verdrießlichkeiten und Schwierigkeiten werden sollte, nämlich mit Matthias Flacius Illyrikus. Dieser war wohl durch seine historischen Studien auf die Böhmisches Brüder aufmerksam geworden. Dabei hatte sich bei ihm die Überzeugung herausgebildet, daß die Unität ein Zweig des

<sup>1)</sup> Trotz dieser Versicherung des Seniors bleibt es doch fraglich, ob Bodenstein die Lehre der Brüder so ganz mißverstanden habe. Vgl. Gindely, Über die dogmatischen Ansichten der böhmisch-mährischen Brüder. Sitzungsberichte der k. k. Akademie der Wissenschaften in Wien XIII S. 349 ff. bes. 383.

großen Stammes der Waldenser sei. Schon am 14. Oktober 1555 schrieb er in diesem Sinne an die Senioren der Brüder und versuchte sie davon zu überzeugen, daß die ältere Geschichte der Unität anders aufzufassen sei, als sie es zu tun pflegten. Diese sei nicht aus der hussitischen Bewegung hervorgegangen, sondern aus dem Waldensertum. Den Beweis suchte er in der Vergleichung der Lehre. Hussens Lehre sei nicht halb so rein als diejenige der Brüder, diese aber stimme ganz mit der Lehre der Waldenser überein<sup>1)</sup>.

Ungefähr in derselben Zeit muß Flacius mit Bodenstein in Beziehung getreten sein, ohne daß wir sagen könnten, wer den ersten Schritt zu dieser Verbindung getan habe. Vielleicht waren sie schon von Wittenberg her bekannt, wo Flacius ja seit 1541 zugleich mit Bodenstein gelebt hatte, vielleicht hatte sie auch die gemeinsame Gegnerschaft gegen Oslander in Beziehung gebracht. Jedenfalls ist Flacius Bodensteins Kenntnis der brüderischen Gemeindeverhältnisse nicht unbekannt geblieben, und er benutzte auch ihn gern als Vermittler der Quellen für seine historischen Arbeiten. Bodenstein hat ihm im Jahre 1555 Schriften der Brüder zugeschickt, darunter ihre Agende ins Deutsche übersetzt<sup>2)</sup>.

Das geschah offenbar zu einer Zeit, da er schon erfahren hatte, daß die Brüder seinen Annäherungsversuch ablehnten und wohl auch ungünstig über ihn an Herzog Albrecht berichteten. Denn wie aus dem Brief des Flacius an Bodenstein vom 31. März 1556 hervorgeht, hatte dieser sich auch über vermeintliche Bevorzugung der Brüder und weniger günstige Einflüsse derselben auf die lutherische Kirche in Preußen geäußert<sup>3)</sup>.

Flacius sagt nämlich in jenem Briefe folgendes: „Was Du von den Waldensern schreibst, daß ihre Ceremonien euren Kirchen aufgedrungen werden, bedaure ich wirklich sehr. Aus mehreren Ursachen wünschte ich nicht, daß unsere Gemeinden den ihrigen gleich gemacht würden. Erstens weil es ein großes Argernis wäre, wenn wir selbst unsere Leichtfertigkeit aller Welt offenbarten und in der Folge von Stufe zu Stufe sanken und unsere frühere Religion und die ganze durch Luther geschehene Wiederherstellung der Kirche verbrecherisch verurteilten. Zweitens, weil wir die Päpstlichen vom Studium unserer Lehre noch mehr abschreckten, wenn wir uns zu jener von ihnen verdammten Sekte öffentlich bekennten. Drittens würden wir unsere Lehre mit vielen Schwierigkeiten belasten, an denen die Waldenser leiden.“ Im folgenden hebt Flacius dann einige Bedenken besonders hervor. Er vermißt in ihrer Lehre oft die Klarheit, bedauert ihre Abneigung gegen die Wissenschaften, die ein halbchwärmerischer Irrtum sei, und hebt dann besonders den Ritus der Aufnahme ihrer Gemeinschaft Beitretender hervor, die ihm fast wie eine Wiedertaufe erscheint, viertens scheint ihm ihre Lehre von der Rechtfertigung nicht rein, fünftens scheint ihm ihr ganzes Kirchenwesen nicht geeignet als Grundlaae einer Volkskirche und endlich sei ihre Lehre vor Luther verderbt

1) Gindely, Quellen S. 275 f.

2) Goll, Quellen u. Untersuchungen I 53.

3) Gindely, Quellen 281.

gewesen und sie hätten sie nach seiner Weise verbessert. So sei es richtiger, daß sie sich dem Luthertum näherten, von dem sie ein größeres und helleres Licht empfangen hätten, als umgekehrt. Dann weist er den Vorwurf der Brüder zurück, als lege die Kirche kein Gewicht auf die Reinheit des Lebens, kritisiert ihre Lehre auch in formaler Beziehung und hält dem Einwurf, daß Luther doch ihre Lehre gebilligt habe, entgegen, Luther habe vieles bei vielen geduldet in der Hoffnung täglicher Besserung. Endlich kommt Flacius auf Bodensteins Bericht über das Urteil der Seniores über den Osiandrischen Streit zu sprechen<sup>1)</sup>. Er bedauert, daß Bodenstein ihm nicht mitgeteilt habe, in welcher Beziehung jenes Gutachten die Gegner Osianders verurteilt habe und fährt dann fort: „Vielleicht hat jener gute Papst den Streit nicht verstanden, sicher haben sie uns, soviel ich sehe, in jenem scharfen und gefährvollen Wästen nicht viel geholfen, sondern sind vielmehr bloße Zuschauer eines gleichsam außerchristlichen Streites gewesen.“ Zum Schluß gibt er Bodenstein Vollmacht, auch andern den Brief zu zeigen, besonders auch dem Herzog, doch bittet er ihn um Vorsicht, damit er nicht in Streit mit den Brüdern käme. Sie schienen ihm ein wenig selbstgefällig zu sein und Ermahnungen schwer zu vertragen.

Tatsächlich hat wohl auch Bodenstein von dem Briefe Gebrauch gemacht. Er ist auch in weitere Kreise gedrungen und besonders auch in die Hände der Brüder gekommen<sup>2)</sup>. Ehe das letztere vielleicht geschehen, hatten sie aber auf andere Weise von Bodensteins Korrespondenz mit Flacius über sie Kunde bekommen.

Jenen Brief des Flacius an die Seniores vom 14. Oktober 1555 beantwortete der Senior Johannes Nigranus durch einen Brief vom 10. Mai 1556 und dieser wurde durch einen besonders Beauftragten an Flacius überbracht<sup>3)</sup>. Das war Johann Blahoslav, einer jener Männer, denen einst von sieben Jahren Bodenstein seinen Empfehlungsbrief an Brenz gegeben hatte. Jetzt lebte er seit 1552 in Jungbunzlau als Gehilfe des Seniors und war von ihm schon vorher zu wichtigen Gesandtschaften verwendet worden. Als dieser in Magdeburg mit Flacius verhandelte, hörte er nicht nur, daß Bodenstein diesem Bücher der Brüder zugeschickt hatte, sondern hatte auch den Eindruck, daß Flacius in seiner Meinung, daß die Brüderkirche auf die Waldenser zurückgehe, durch Bodenstein beeinflusst worden sei. Daß Flacius mit seiner Vermutung, daß die Brüder eine Kritik nicht ganz leicht vertrugen, nicht so Unrecht hatte, zeigt die Art, wie Blahoslav über diese Dinge an die Seniores berichtet. Da erscheint Bodenstein stets als der ränkesüchtige, der unruhige Kopf, und es wird dem Flacius übel verdacht, daß er seinen Einflüsterungen

<sup>1)</sup> Herzog Albrecht hatte auch von den Brüdern ein Gutachten über den Streit gefordert, das Matthias Czerwenka und Johann Laurentius unterm 29. Juli 1555 erstatteten, und in welchem sie versuchten beiden Teilen gerecht zu werden. Hartknoch, Kirchenhistoria 379 ff.; Salig, a. a. O. II 1044 f.; Morgenstern, de ecclesia 214 ff.

<sup>2)</sup> In dem von Blahoslavs angelegten Brüderarchiv ist er uns erhalten.

<sup>3)</sup> Goll, Quellen u. Untersuchungen I S. 53.

folge<sup>1)</sup>. Ob übrigens wirklich Bodenstein der Urheber jener irrigen Geschichtsauffassung des Flacius war oder ob nicht vielmehr er selbst von Flacius beeinflusst war, mag dahingestellt bleiben. Immerhin steht die Tatsache fest, daß Bodenstein diese Auffassung beibehielt und noch nach Jahren sie vertrat. Tatsache freilich bleibt auch, daß er innerlich von seiner Neigung zur Brüderkirche nicht loskam, wie wir noch sehen werden. Seine Wirksamkeit im herzoglichen Preußen jedoch war nun zu Ende und wir finden ihn zuerst in Thorn wieder.

### III.

## Wirksamkeit in Thorn und Posen.

Die kirchlichen Verhältnisse Thorns in der Zeit, als Bodenstein dorthin kam, waren ganz eigenartige. Hier hatte wohl schon bald nach Beginn der Reformation die lutherische Lehre in manchem Hause Eingang gefunden, aber evangelische Predigt gab es erst seit 1530. Da predigte in dem Franziskanerkloster der Mönch Bartholomäus und in der Pfarrkirche zu St. Johann der Weltpriester Jakob Schwoger in evangelischem Sinne. Der übrige Gottesdienst war nach wie vor katholisch, und eine Gelegenheit zur Feier des heiligen Abendmahls nach lutherischer Weise gab es nicht. Das wurde anders durch den Einzug der Böhmisches Brüder in Thorn. Als diese im Jahre 1548 durch Thorn nach Preußen zogen, waren trotz des königlichen Verbots einzelne von ihnen in jener Stadt geblieben und hatten dort eine kleine Gemeinde gebildet. Zwar konnten sie ihre Gottesdienste nur im Geheimen in den Häusern halten, aber dort feierten sie auch das Abendmahl, und so mancher, der das Bedürfnis zur Teilnahme an demselben hatte und die weite Reise nach einem Orte des herzoglichen Preußen scheute, wurde durch die sich bietende Möglichkeit zu den Brüdern hingezogen<sup>2)</sup>.

Im übrigen hing die Bürgerschaft in der Mehrzahl dem Luthertum an, und im Jahre 1554 glaubte man einen tüchtigen Schritt vorwärts zu kommen, indem man den katholischen Pfarrer verdrängte und zugleich einen evangelischen Prediger Johannes Glaser aus Liegnitz berief<sup>3)</sup>. Der Bischof von Kulm

<sup>1)</sup> Coll., a. a. O. 129 u. 131. Daß übrigens Bodensteins Verwandtschaft mit Andreas Bodenstein von Karlstadt Blahoslav nicht unbekannt war, geht schon daraus hervor, daß er ihn einmal „Antonius Carlostadius, sive ut ille mavult vocari Bodenstein“ nennt.

<sup>2)</sup> Brohm, Die kirchlichen Zustände in Thorn seit dem Bekanntwerden der lutherischen Lehre bis zur öffentlichen Einführung der Reformation (1520—1557), Zeitschrift für d. historische Theologie, 1869, S. 605 ff. Heuer, Vom katholischen Thorn vor Luther und wie Thorn evangelisch wurde, 1917.

<sup>3)</sup> Er wurde am 8. Oktober 1546 in Wittenberg ordiniert und war zuerst in Löwenberg in Schlesien, dann in Thorn, in Hirschberg und endlich in Jauer im Amte. Vgl. Freytag, Zur Lebensgeschichte des Johannes Hvalinus. Mitteil. des Coppersnikus-Vereins zu Thorn, Heft 26 (1918) S. 3 f. und Heuer, Neue Urkunden zur Thorner Reformationsgeschichte, ebenda S. 4 ff.

widersetzte sich dem freilich mit allen Mitteln seiner Macht und seines Rechtes, und wenn auch der Rat alles daran setzte, den evangelischen Prediger zu halten, so mußte dieser, eine heißblütige Kampfnatur, etwa zu Beginn des Jahres 1556 das Feld räumen.

Um diese Zeit, dürfte Bodenstein nach Thorn gekommen sein und zwar als oberster evangelischer Prediger an der altstädtischen Pfarrkirche zu St. Johann<sup>1)</sup>. Ziemlich zu gleicher Zeit wurde noch ein anderer Prediger an dieselbe Kirche gerufen, Mag. Stephan Bülow aus Oschag<sup>2)</sup>. Die Zeit war für die Entwicklung der Kirche eine verhältnismäßig günstige. Der König Sigismund August war den Evangelischen nicht feindlich gesinnt. So versuchten die drei großen Städte des polnischen Preußen durch Verhandlungen bei Hofe das Recht freier Religionsübung und vor allem das Recht evangelischer Abendmahlsfeier zu erhalten. Öffentlich mochte der König ein solches Zugeständnis noch nicht machen, ließ aber unter der Hand den Vertretern der Städte den Wink geben, daß er stillschweigend dulden werde, was er ausdrücklich zu erlauben Bedenken trüge. So entschloß man sich in allen drei Städten die evangelische Abendmahlsfeier einzuführen. In Thorn fand die erst solche Feier am 25. März 1557 in der St. Marienkirche statt<sup>3)</sup>.

So schienen denn die Vorbedingungen für eine glückliche Entwicklung der evangelischen Kirche gegeben und für Bodenstein sich ein dankbares Arbeitsfeld zu öffnen.

Die erste urkundliche Nachricht, die wir über seine Thorner Wirksamkeit haben, ist ein Brief des Andreas Auriaber, des Leibarztes Herzog Albrechts an diesen vom 29. Juli 1557 aus Thorn<sup>4)</sup>. Er schreibt: „Antonius Carlostadt, Pfarrer in Hohenstein<sup>5)</sup>, ist heut dato hier in Thorn. Ob er mit e. E. D. vorwissen abgesehen, kann ich nicht wissen. Es ist auch allhier der Mag. Stephan Bilovius. Soll Unruhe gestiftet werden, sein sie beide gute Prediger dazu. Sonder Gott gebe ihnen den Geist der Sanftmut, Wahrheit und des Friedens, dadurch die Kirche Christi recht erbaut wird.“

<sup>1)</sup> Daß er oberster Prediger gewesen, sagt Lasitius, a. a. O. S. 268, der ihn freilich noch mit Benedikt Morgenstern zusammen amtieren läßt, was nicht richtig ist. Daß er an der St.-Johanniskirche stand, zeigt die Briefadresse des Schreibens von Peter Herbert vom 11. April 1558.

<sup>2)</sup> Er studierte in Wittenberg und Leipzig, wo er auch Magister wurde, und amtierte nach einander in Breslau, Danzig, Kammin, Thorn und Barent im Marienburger Werder, wurde Superintendent in Kurland und lebte schließlich in Frankfurt a. O., zeitweise auch in Posen und Wittenberg als Theologe und Medicus, aber wie es scheint, ohne Amt. Vgl. Seraphim, Stephan Bülow, der erste kurländische Superintendent, Mitteilungen und Nachrichten für die evangelische Kirche in Rußland Bd. 63 (1910) S. 355 ff.

<sup>3)</sup> Hirsch, Geschichte der Ober-Pfarrkirche zu St. Marien in Danzig (1843) I S. 347 ff.; Freitag, Wie Danzig evangelisch wurde (1902) S. 44 ff.; Zerneck, Thorner Chronik (1727) S. 145; Heuer, Vom katholischen Thorn etc. S. 377.

<sup>4)</sup> Archiv f. Ref.-Gesch. XI S. 90.

<sup>5)</sup> Das ist ein Irrtum des Briefschreibers. Bodenstein ist nie Pfarrer in Hohenstein gewesen.

Diese Äußerung des treuen Anhängers Osianders ist natürlich beeinflusst durch seine Kenntnis der Gegnerschaft der beiden Thorner Prediger gegen die Osiandristen und ihre Lehre. Denn wie Bodenstein so war auch Stephan Bülow als Gegner jener bekannt, da er sogar durch eine Schrift gegen sie auf den Plan getreten war<sup>1)</sup>. Diese gemeinsame Geistesrichtung hätte nun eigentlich die beste Voraussetzung für ein Zusammenarbeiten der beiden Amtsgenossen geben sollen. Bald aber gaben andere Verhältnisse den Grund zu scharfer Gegnerschaft der beiden.

Wir sehen, daß solange die Lutheraner noch nicht die Gelegenheit zu eigenen Abendmahlsfeiern besaßen, die Böhmen solche in der Stille abhielten und auch manche Lutheraner daran teilgenommen hatten. Das mochte wohl auch jetzt noch fortwirken, da so mancher sich von der Gemeindeverfassung der Brüder angezogen fühlen und sich deshalb zu ihnen halten mochte. Darin sahen die Lutheraner einen Eingriff in ihre Rechte, ja, da sie jetzt selbst einen vollen evangelischen Gottesdienst hatten, hielten sie jene häuslichen Feiern der Brüder für unberechtigt, für ein Zeichen separatistischer Wesens und verlangten, daß die Brüder an ihren Gottesdiensten und besonders an ihren Abendmahlsfeiern teilnehmen sollten. Ihnen schwebte dabei jedenfalls ein Verhältnis vor, wie es im benachbarten herzoglichen Preußen bei der Aufnahme der Böhmen begründet worden war und wie sie es auch in Thorn gern eingeführt hätten.

Besonders eifrig hat Bülow in diesem Sinne gewirkt. Er scheint zunächst starke Hoffnungen auf eine Einigung gehegt und diese auch öffentlich ausgesprochen zu haben. Da die Brüder aber nicht daran dachten, den Wünschen der Lutheraner entgegenzukommen, sah er sich in eine schwierige Lage versetzt und entbrannte nun gegen jene in heftigem Zorn. Er schalt sie Pikarden und Waldenser, wobei er diesen Namen von dem deutschen „Wald“ herleitete, da sie sich in alter Zeit in den Wäldern versammelt hätten und beschuldigte sie des Irrtums in der Sakramentsfrage und in der Rechtfertigungslehre. Besonders aber tadelte er die Senioren der Brüder, weil sie jene nicht dazu anhielten, das Abendmahl mit den Lutheranern zu feiern.

Sein Amtsgenosse Bodenstein wurde sein Gegner, da er seine alte Vorliebe für die Brüder trotz seiner bisherigen Erfahrungen nicht verleugnen konnte. Als im August des Jahres 1557 der Rat in Folge des von Bülow erregten Streites genaue Auskunft über die Stellung der Brüdersenioren einholen wollte, gab er dem Boten einen Brief an diese mit, in dem er zunächst über Bülaus Angriffe berichtete und dann selbst ihnen angab, worauf es bei ihrer mündlich oder schriftlich zu gebenden Antwort ankomme<sup>2)</sup>. Der Rat meint, es würde sich zuerst um die Zeremonien, dann aber um die Absonderung der zum Abendmahl Kommenden und die Prüfung der Sitten, die folgen muß, handeln. Die Zucht hätte nicht nur Luther von Anfang an gefordert, sondern alle Frommen

<sup>1)</sup> Seraphim a. a. O. S. 367; Möller, Andreas Osiander S. 502.

<sup>2)</sup> Herrnhuter Archiv, Acta unitatis fratrum Bd. X fol. 6 a.

billigten sie nun. Nur in der Form bestehe ein Unterschied, wie sie tatsächlich in doppelter Weise geübt wird, nämlich körperlich und geistlich. Er führt einen Ausspruch Augustins an, um dies zu verdeutlichen, der besagt, man solle sich körperlich trennen von den Sündern, wenn das ohne Gefahr eines Schisma geschehen könne, andernfalls sollen die Frommen von der gottlosen Menge sich geistlich absondern, oder mit dem Herzen und dem Willen. Was man mit dem Herzen verabscheut, mit dem Munde straft und mit der Tat vermeidet, daran hat man auch keinen Teil und ist ohne Schuld daran. Es werde hier das Beispiel der Propheten angeführt, die mit den Gottlosen, die sie strafte, den Tempel und die Gnadenmittel gemeinsam hatten, und es werde daraus der Schluß gezogen, daß nicht eine derartige Gemeinschaft der Heiligen mit den Bösen die Guten beflecke, sondern die Zustimmung zu der bösen Tat.

Das ungefähr, meint der Rat werde man ihnen entgegenhalten. Sie möchten nun überlegen, was ihre Brüder, die im Ungewissen sind, tun sollen und ob sie ihnen die Trennung von der Kirche raten sollen. Er möchte die körperliche Trennung versuchen, soweit das möglich ist, wenn es aber nicht geht oder das geradezu ein Auswandern bedingte, dann die geistliche. Er glaubt auch, sie würden bei Bülau, der für wankelmütig und veränderlich gelten, mit allem durchkommen, und verspricht schließlich, daß er in keiner Weise mit seiner Hilfe zurückhalten werde.

Die Brüder sahen wohl ein, daß es sich hier um eine für sie äußerst wichtige Sache handelte. Welche Antwort sie auf diese Botschaft gegeben haben, wissen wir zwar nicht, aber sie haben die Angelegenheit weiter verfolgt. Am 14. Januar 1558 erscheinen in Thorn Johann Girk, der Pfarrer von Neidenburg, und Georg Philipensky, der Pfarrer von Liszkowo bei Hohenfalza, und legen vor dem Räte einen feierlichen Protest gegen Bülaus Angriffe ein. Sie erbieten sich nachzuweisen, daß diese Angriffe „wider Gott, wider die Einigkeit, so in der Lehre zwischen Martin Luther und den Unsern ist, wider geistliche Freiheit in Ceremonien, wider den rechten Gebrauch des Sakramentes, nicht den Unwürdigen zu geben, wider die gemeine Liebe, wider sein eigen Wort und Zusage und wider alle Wahrheit sein und keineswegs dienen, Einigkeit am Evangelium zu erhalten“<sup>1)</sup>.

Weiter können wir aus Mangel an Quellen diese Angelegenheit nicht verfolgen.

Inzwischen hatte auch Bodenstein Anlaß zur Unzufriedenheit mit den Brüdern. Wenn er auch ihrer Haltung in der Abendmahlsfrage und, wie es scheint, in der Frage der Vereinigung mit den lutherischen Kirchen verständnisvoll gegenüberstand, so empfand er doch ihr sonstiges Vorgehen nicht als richtig. Der häufige Besuch von Brüdergeistlichen, deren Weg bei ihren Reisen von Preußen nach Polen und Mähren und zurück über Thorn führte, war natürlich stets der Anlaß zu besonderen Gemeindefeiern und da diese Prediger oft einen besonders guten Ruf auch außerhalb ihrer Gemeinden genossen, so

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Thorn X,2 Bl. 12.

war es natürlich, daß auch aus den Kreisen der lutherischen Gemeinden manches Glied an diesen Versammlungen teilnahm und wohl gar durch diese für die Brüderkirche gewonnen wurde. Das erschien nun wiederum den lutherischen Geistlichen als eine unberechtigte Proselytenmacherei und als Eingriff in ihren Wirkungskreis.

Auch Bodenstein vermochte sich diesen Eindrücken nicht zu entziehen, doch trat er deshalb doch nicht öffentlich gegen die Brüder auf, sondern scheint seinem Unmut nur in seinen Briefen Luft gemacht zu haben, ohne zu bedenken, daß auch aus solchen gelegentlichen Äußerungen ihm Schwierigkeiten erwachsen könnten.

Wahrscheinlich liegt schon das erste Mal, wo wir von solchen abfälligen Äußerungen Bodensteins über die Brüder hören, eine solche briefliche Unvorsichtigkeit vor. In einem Schreiben des schon genannten Johann Blahoslav an Georg Israel aus Jungbunzlau vom 20. November 1557 heißt es, Israel habe ihm mitgeteilt, daß gewisse Leute behaupteten, der Brief, den einst der Baseler Reformator Dekolampadius im Jahre 1530 an die Waldenser geschrieben hatte<sup>1)</sup>, sei an die Böhmisches Brüder gerichtet gewesen<sup>2)</sup>. Daß eine solche Behauptung den Brüdern peinlich war, ist angesichts des Inhalts dieses Briefes nicht wunderbar. Da nämlich die Waldenser Decolampadius eine Reihe von Fragen über wichtige Gegenstände der Lehre und des Lebens vorgelegt und dabei offen über Mißstände bei ihnen Auskunft gegeben hatten, so hat jener in der ernststen Antwort eben gerade auf diese Mißstände Bezug genommen. So wird darin getadelt, daß die Brüder aus Furcht vor den Verfolgungen ihren Glauben verleugnen. Einzelnes in dem Briefe, dessen Empfänger in dem Druck nur als fratres N. bezeichnet waren, hätte sehr auf die Verhältnisse der Böhmen gepaßt. So wenn die Wiedertaufe der von den Papisten Gefausten verworfen wird, oder wenn in der Erklärung der Schlüsselgewalt gesagt wird, wer die Kirche verachte, der verachte auch Christum. In solchen Worten lag wohl der Grund, diesen Brief als ein Beweistück gegen die Brüder zu verwenden in dem Sinne, daß schon die Reformatoren dieselben Mißbräuche bei ihnen zu tadeln hatten, gegen die man noch jetzt kämpfe. Wie Bodenstein im einzelnen davon Gebrauch gemacht, entzieht sich unserer Kenntnis, da wir außer jener Bemerkung des Blahoslav, der seit seiner Verhandlung mit Flacius Illyricus auf Bodenstein schlecht zu sprechen war, nichts von der Sache wissen.

Besser sind wir über die Schwierigkeiten unterrichtet, die Bodenstein aus seinem Briefwechsel mit seinem früheren Schüler Herbert von Fulneck, der damals seinen Studien in Wittenberg oblag, erwachsen. An diesen hatte er, seitdem er in Thorn war, zum ersten Male in der Fastenzeit des Jahres 1558 geschrieben. Dieser Brief ist nicht erhalten, wir können aber auf seinen Inhalt

<sup>1)</sup> Joa. Oecolampadii et Huldrici Zwinglii epistolarum libri IV, Basileae 1536 Nr. 3 fol. 2—3 v. 13. Okt. 1530; vgl. Bender, Geschichte der Waldenser, 1850 S. 89 u. 135; Herzog, Die romanischen Waldenser, 1853 S. 336 f., 371 f.

<sup>2)</sup> Goll, a. a. O. S. 131.

aus der Antwort Herberts schließen. Er hatte darin über seine Vereinsamung geklagt und zugleich über die Verfolgungen, denen die Brüder ausgesetzt waren. Dann aber hatte er offenbar seinem Unmut darüber Ausdruck gegeben, daß die Prediger der Brüder ohne Beruf Propaganda machten und Glieder der lutherischen Gemeinden zu sich hinüberzögen.

Darauf antwortet Herbert in seinem Brief an Bodenstein vom 11. April 1558 ganz ausführlich<sup>1)</sup>. Er bedauert Bodensteins schwierige Lage und die Verfolgungen der Brüder, die aber nicht um ihretwillen, sondern um deren-Verfolgungen der Brüder, aber nicht um ihretwillen, sondern um deren-dort müsse die Kirche erst ein wenig aufblühen und nachdem der Götzendienst abgetan ist, recht aufgebaut werden, was treue Arbeit und Wachsamkeit erfordere. Dafür gäbe es aber kaum ein besseres Beispiel als das der Kirchen der Brüder, deren Einrichtungen nicht unverdient von den hervorragendsten Männern gebilligt worden sind. Darum sei es traurig, wenn sie in Thorn so verfolgt würden. Eine gerechte Ursache für diese Verfolgung gäbe es nicht, am wenigsten sei das eine solche, daß ihnen vorgeworfen werde, sie lehrten ohne Beruf. Gott wolle seine Kirche erhalten und deshalb erweckt er fromme Gemüter, die nicht nur das Evangelium zu ergreifen sondern auch auszubreiten wünschen und aus diesen sollten nach Gottes Willen die Diener des Evangeliums genommen werden. Darum würden bei den Brüdern nicht, wie bei den meisten andern, leichtfertige Leute berufen und nicht ohne lange Erforschung ihres Glaubens, ihrer Lehre, ihrer Frömmigkeit und ihrer ganzen Lebensführung, und sie berufen sie mit großem Ernste und unter brünstigem Gebet der ganzen Versammlung. Da das nach Gottes Willen geschieht, so sind sie wahre Diener des Wortes und haben in Böhmen stets das Evangelium nicht ohne Frucht gelehrt. Daß sie nun auch zu andern gehen, geschieht nicht leichtfertig und ohne Beruf. Gott wollte, daß sein Wort auch zu andern Völkern gelange, er hat es deshalb nach seinem verborgenen Rat dahin gebracht, daß sie, da sie selbst nie derartiges im Sinne hatten, zu andern Völkern gerufen wurden. Nachdem sie aus Böhmen vertrieben waren und nicht wußten, wo sie bleiben sollten, lenkte er ihre Herzen, daß sie zum polnischen Volk, dem eifrigsten Vorkämpfer des Römischen Stuhles, der sie vertrieben hatte, sich flüchteten. Und da sie dort gleichsam in des Löwen Rachen hingen, hat Gott in seiner Güte sie geschützt, daß sie unverletzt das polnische Reich durchzogen und durch Thorn nach Preußen kamen und sich dort niederließen. Was aber geschah inzwischen? Da schon während ihrer Wanderung hier und da der Same der Wahrheit ausgestreut worden war, ging dieser allmählich in vielen frommen Herzen auf. Auch erweckte Gott viele von denen, die sie früher feindselig verfolgt hatten, daß sie fleißiger als früher ihre Lehre betrachteten und dadurch zur Vernunft und in wunderbarer Sehnsucht nach den Vertriebenen entbrannten, weil schon ein Funke des Evangeliums in ihnen entzündet ist. Daher bitten sie die Brüder dringend, sie möchten einige zu ihnen zurücksenden, die sie in der Wahrheit unterrichteten. Da die Exulanten

<sup>1)</sup> Herrnhuter Archiv, Acta unitatis fratrum Bd. IX 242 ff.

nach Pflicht und Gewissen eine solche Bitte nicht abschlagen konnten und erkannten, daß sie um der Ehre Gottes und des Evangeliums willen vertrieben seien, und daß nicht nur die Diener des Wortes, sondern ein jeder für seinen Nächsten Sorge tragen müsse, willfahrten sie ihnen endlich. Und obgleich die Geistlichen kaum den eigenen Gemeinden genügten, so wurden doch einige unter großen Gefahren geschickt, die auch, sobald sie zu jenen kamen, sogleich mit Gottes Hilfe nicht wenige der Kirche beigesellten, deren Zahl von Tag zu Tag wächst, so daß schon viele Kirchen für Christum gewonnen sind. Da das alles aber nicht durch Zufall oder nach menschlicher Weise geschieht, so folgt daraus, daß sie von Gott berufen seien, nicht nur damit sie Hirten seien, sondern auch damit sie das Evangelium auf diese Art lehrend zu den Kirchen an den verschiedenen Orten trügen. — Der Brieffschreiber führt dann weiter aus, daß sie das Evangelium allein aus brüderlicher Liebe verkünden und keinem etwas entzögen von Ehren und Würden, Einkommen oder Amt. Die sich aber zu ihnen hielten, seien keine Aufrührer, sondern denen ihr Heil am Herzen läge. Hätte man sie aber einmal angenommen, so könnte man sie auch nicht wieder verlassen, zumal jene die Seelsorge der Brüder nicht nur suchten, sondern geradezu forderten, so daß man geadezu gezwungen würde, ihnen zu dienen. Jedem aber müsse es freistehen, sich denen anzuschließen, bei denen er sich am besten versorgt wüßte nach dem Worte: „Prüfet alles und das Beste behaltet“. Deshalb sei es Unrecht, das zu hindern, was zu Gottes Ehre und des Nächsten Wohl dient. Denn auch Christus tadelt seine Jünger, als sie einen hindern wollten, der in seinem Namen Teufel austreibt, da er spricht: „Hindert nicht den, der nicht wider uns ist“. Diesen Befehl müßten alle Verfolger der Brüder beachten, daß sie aufhörten zu wüthen, damit sie nicht wider den lebendigen Gott zu streiten offenbar würden. Es wäre an vielen Orten besser, die Obrigkeit an ihre andern menschlichen Pflichten zu erinnern und das Volk nicht mit körperlicher Gewalt zu zwingen, sondern wie es einem guten und weisen Hirten zieme, durch fleißige Lehre, treue und wahre Seelsorge, väterliche Ermahnung und Zurechtweisung usw. zu locken<sup>1)</sup>.

Diese ausführliche Auseinandersetzung ist um so interessanter, als sie wohl die Gesamtheit der Gründe verarbeitet, mit der die Brüder ihr Verhalten gegenüber dem Angriff der Lutheraner verteidigen. Daß diese Argumente für die Lutheraner Überzeugungskraft nicht haben konnten, ist schon deshalb klar, weil sie von einem ganz andern Kirchenbegriff als dem ihrer Angreifer ausgingen.

Herbert hatte sich aber nicht an dieser ausführlichen Erwiderung auf Bodensteins Brief genügen lassen, sondern hatte diesen Brief auch den

<sup>1)</sup> Herbert berichtet dann noch kurz über die augenblicklichen kirchlichen Ereignisse, den Streit zwischen Menius und Illyricus, die Schmähchrift des Staphylus gegen die Lutheraner, besonders Melanthon, dessen eben erschienene Gegenschrift (*Responsio ad criminationes Staphyli et Avii edita a Philippo Melanchthone Witteb. 1559*) er Bodenstein überschickt, und endlich über das nahe bevorstehende Ableben Bugenbagens (er starb am 20. April).

Senioren mitgeteilt. Bodenstein erfuhr das und zwar in einer für ihn recht schwierigen Zeit. Sein Gegensatz zu seinen Amtsgenossen in dem Verhalten zu den Brüdern hatte sich immer mehr zugespitzt. Obgleich er nämlich, wie wir sahen, selbst an den Brüdern manches auszusetzen hatte, so hatte er doch öffentlich nach wie vor ihre Partei gehalten. Das führte endlich dazu, daß er am 5. Juni von seinem Amte suspendiert wurde<sup>1)</sup>, so daß er seinen Wanderstab wieder weitersetzen mußte.

Mitten in dieser Unruhe scheint er nun erfahren zu haben, daß Herbert seinen Brief weitergegeben hatte. Wahrscheinlich war ihm von einflussreichen Brüdern, die ihm, wie wir noch hören werden, mit ihrem Rat zur Seite standen, doch seine Kritik an den Brüdern tadelnd vorgehalten worden. Das erregte ihn aufs tiefste und er schreibt alsbald am 6. Juni einen sehr heftigen Brief an Herbert<sup>2)</sup>.

„Du hast Dich als einen „guten“ Freund bewährt, heißt es darin, „indem Du meinen Brief an die Brüder schicktest. Sollte ich nicht an den Bruder von den Brüdern auch Übles schreiben dürfen oder weniger günstig? Und Du, was Du nach Deinem Urteil für tadelnswert an ihnen hältst? Wenn ich gesündigt habe, warum sagst Du es nicht offen und strafft es? Aber durch diese Deine Rücksichtslosigkeit bringst Du es dahin, daß ich fortan träger zum Schreiben sein werde. Weil ich jedoch die Gelegenheit, die sich gerade zufällig bietet, nicht ungenutzt vorübergehen lassen wollte, so sage ich Dir, daß mir die Gründe Deines Tuns sehr mißfallen, mag Dir gefallen, was Du willst. Außerdem sollst Du wissen, daß ich gestern von meinem Amte suspendiert bin und mir alles Recht hier in der Thorner Kirche genommen ist um der Brüder willen, deren Partei zu halten ich öffentlich nicht aufgehört habe. In einer solchen Lage hast Du gegen mich die Feder gezückt.“ Bodenstein berichtet dann kurz, daß er auf den Rat einflussreicher Brüder nach Polen und Schlesien gehen werde<sup>3)</sup>.

Diesen Brief hat Herbert alsbald beantwortet und hat sich gegen die Vorwürfe Bodensteins nach Kräften verteidigt<sup>4)</sup>. Er habe in seiner Antwort auf Bodensteins ersten Brief ausführlich dargelegt, was ihm in dessen Schreiben mißfallen habe. Er begreife daher nicht die Vorwürfe in dem zweiten Briefe. Daß er den Brief weitergegeben, entspreche doch nur dem gewöhnlichen Brauche, dem doch auch Bodenstein oft genug folge. Wenn jener aber nichts Böses über die Brüder geschrieben, wie er meint, so könne er ihm durch das Weitergeben des Briefes auch nicht Haß erweckt haben. Schrieb er aber Ungünstiges, so habe er sich den Haß selbst zugezogen und könne ihn nicht beschuldigen. Aber er könne auch gar nicht glauben, daß die Brüder jenen mit

<sup>1)</sup> Das Datum gibt er selbst in seinem bald folgenden Briefe, da er sagt „me pridie ab officio suspensum esse“.

<sup>2)</sup> Herrnhuter Archiv, Acta unitatis Bd. IX fol. 245 b f.

<sup>3)</sup> In der Nachschrift sagt er, die oft versuchte Einigung zwischen den Calvinianern und den Brüdern würde wohl kaum zustande kommen und fährt fort: „Mihi eo in negotio fratrum constans simplicitas maxime probatur“. Dann erkundigt er sich, ob Melancthon wieder etwas herausgegeben habe.

<sup>4)</sup> Herrnhuter Archiv, Acta unitatis Bd. IX fol. 246 b ff.

Haß verfolgten, weil das ihrem Wesen fremd ist, und wenn sie, oft gereizt, sich notgedrungen verteidigen, so ist solche ehrenhafte und notwendige Verteidigung noch kein Haß. — Wenn Bodenstein ferner schreibe, er Herbert habe die Feder gegen einen Freund gezückt und ihm mißfielen seine Beweggründe durchaus, so gebe er damit Leidenschaften nach, die man mäßigen müsse und lasse sich durch einen Verdacht leiten, dessen Ursprung ihm unbekannt sei. Er sei sich jedenfalls nicht bewußt, etwas gegen Bodensteins Ehre geschrieben zu haben, wenn ihm auch nicht alles an ihm gefalle. Er wünscht nun, jener möge ihm genau schreiben, was er an ihm auszusetzen habe, damit er sich verteidigen oder wenn er etwas begangen habe, abbitten könne, was zu tun er sich nicht schämen würde. Er wünschte ja, daß Bodensteins Lage eine glücklichere wäre, aber recht betrachtet sei sie ja nicht unglücklich, da es kein Unglück sei, wenn jemand um des Bekenntnisses zu Gott willen Beschwerden trägt<sup>1)</sup>.

Durch den Brief Herberts weht eine auffallende Kälte, und man hat den Eindruck, daß bei ihm dieselbe Voreingenommenheit gegen Bodenstein vorhanden war, die aus den Äußerungen Blahoslavs sowie aus den späteren Briefen der Senioren an jenen spricht. Da ist es denn besonders wichtig für die Beurteilung Bodensteins, daß gerade zwei hervorragende Glieder der Bräuerkirche offenbar ganz anders über ihn dachten. Es ist schon erwähnt, daß Bodenstein sagt, er werde sich auf den Rat einflußreicher Brüder nach Polen und Schlesien begeben. Er nennt diese auch mit Namen. Es waren der Neidenburger Pfarrer Johannes Girk und Georg Israel. Von ersterem sagte er, er wäre in jenen Tagen in Thorn gewesen, während Israel geschrieben habe. Girk hatte Jahre hindurch in Bodensteins Nähe gelebt, in den Reihen der Antioxiandristen Seite an Seite mit ihm gestanden und insbesondere an allen jenen Synoden, von denen oben berichtet wurde, teilgenommen, er hatte auch ohne Zweifel bei seiner wiederholten Anwesenheit in Thorn Gelegenheit gehabt, Bodensteins dortiges Wirken zu beobachten, kurz, hat ihn jedenfalls gründlich gekannt. Georg Israel aber hat wohl schon in Marienwerder seine Bekanntschaft gemacht und bei seinen verschiedenen Besuchen in Preußen auch erneuert, und dürfte deshalb gleichfalls ein wohlgegründetes Urtheil über ihn gehabt haben. Und diese beiden zogen sich nicht von ihm zurück, versuchten vielmehr ihm weiterzuhelfen und wiesen ihm dabei Wege, die ihn gerade in engere Beziehung zu den Brüdern bringen sollten. Da wird man wohl annehmen müssen, daß Bodenstein doch ehrlicher und vertrauenswürdiger war als es jenen schien, die ihn zwar auch gekannt, aber lange nicht gesehen hatten und seine amtliche Tätigkeit nur von ferne verfolgen konnten.

Wir sahen, daß Girk und Israel ihn nach Polen und Schlesien gewiesen haben. Gleich darauf finden wir ihn in Posen und zwar in der dortigen Bräuergemeinde tätig. Da liegt die Vermutung nahe, daß er gerade durch die Vermittlung jener dort Eingang gefunden habe. Seit 1548, als die Brüder

<sup>1)</sup> Zum Schluß teilt er mit, daß zwar vor kurzem das Gerücht gegangen sei, nachdem Maier sein Bekenntnis von der Notwendigkeit der guten Werke herausgegeben habe, werde auch Melancthon das Seinige herausgeben, aber das sei nicht geschehen.

auf ihrem Zuge nach Preußen sich in Posen aufhielten, hatten sie dort im Stillen missioniert. Zuerst hatte es Simon Mach getan, der mehrfach die Hauptstadt Großpolens besuchte, dann andere Bruderprediger. Als 1550 Georg Israel auf einer Reise von Marienwerder nach Mähren in Posen predigte, machte er einen so starken Eindruck, daß die inzwischen etwas erstarkte Gemeinde ihn sich vom Senior Mach als Seelsorger erbat. Diesem Wunsche wurde auch entsprochen und Israel siedelte nach Posen über. Später, 1553 verlegte er seinen Wohnsitz nach Ostrorog, blieb aber nach wie vor in Verbindung mit der Posener Gemeinde. Um aber zugleich auf die deutschen Kreise wirken zu können, brauchte er einen deutschredenden Gehilfen. Das wurde Johann Karytau, der auch manchen deutschen Bürger zum Anschluß an die Gemeinde bewog<sup>1)</sup>.

Es scheint nun, daß man hoffte, hier für Bodenstein einen geeigneten Wirkungskreis zu finden, zumal dieser entschlossen war, selbst in die Gemeinschaft der Brüder einzutreten.

Am 28. Juni 1558 richtete er deshalb von Posen aus an die Senioren in Jungbunzlau einen ausführlichen Brief<sup>2)</sup>. Er schrieb, Gott und diejenigen aus ihrer Gemeinschaft, die seine Gesinnung kannten, wüßten, daß er stets Neigung zu ihrer Gemeinschaft gehabt und herzliche Liebe zu den Brüdern gehegt habe. Das bewiesen auch der Haß und die Verfolgungen, die er deshalb erlitten. Wohl habe er zuweilen geschwankt und geforscht, ob manche Beschuldigungen der Welt gegen sie nicht doch auf Wahrheit beruhten, und sein mitunter auch von Zweifeln beschlichen worden. Die Schuld daran trage sein Kollege Stephan, der nicht nach seinem Willen allein herrschen konnte, wenn er nicht entfernt war, und der deshalb nichts unversucht ließ und einen plausiblen Grund suchte. Darum bitte er, daß er zur Bekräftigung des Zeugnisses, das er für sie pflichtmäßig und notgedrungen abgelegt und um dessen willen er vertrieben sei, ihm zu gestatten, von den Lutheranern zu ihnen überzugehen, ihn in ihre Obhut, ihren Schutz und ihre Gemeinschaft aufzunehmen und allen Verdacht, den sie gegen ihn hegen und der völlig grundlos sei, fahren zu lassen. Zu dieser Bitte sei er nicht durch die Not gezwungen, da ihm glänzende Stellungen in Danzig und Marienburg angeboten seien, noch aus Unlust, die widerfahrene Kränkung zu ertragen, oder wegen des Abfalls von seiner Kirche, sondern aus wahrer Neigung zur Frömmigkeit und Eintracht, und weil er nach dem Psalmwort lieber verworfen sein wolle im Hause Gottes als wohnen in der Gottlosen Hütten<sup>3)</sup>. Es sei das kein Abfall von seiner Kirche, sondern nur ein Fliehen vor der Verwirrung des Predigtamtes und der Uneinigkeit der Geistlichen, Ubeln, die jene schädigen und offen vor aller Frommen Augen daliegen. Dann fährt er wörtlich fort: „Ich suche nicht Ehren, Reichthum oder

1) Wotschke, Geschichte der Reformation in Polen, S. 135 ff.; Wotschke, Die Reformation im Lande Posen, S. 22 ff.; Henschel, Evangelische Lebenszeugen etc., S. 53 ff., 62 ff., 72 f.

2) Gindely, Quellen S. 240.

3) Psalm 84,11.

Vergnügungen, auch strebe ich nicht nach Herrschaft. Ich wünsche nicht zu regieren, sondern durch eure heilsamen Ratschläge regiert zu werden; nicht obenan, sondern untenan zu stehen, weil die bescheidenste Lebenslage immer die sicherste ist, und ich werde mit jedem Schicksal zufrieden sein, wenn ich nur des süßesten Bekenntnisses teilhaftig sein darf mit Freiheit des Gewissens, nicht des Fleisches und zum Nutzen der Kirche und zum Heile der eigenen Seele. Denn was soll ich sonst in diesem Jammertale des Lebens, das doch zum Tode bestimmt ist, begehren? Wollt ihr mich in ein Kirchen- oder Schulamt annehmen, dem ich genügen kann (denn mir ist meine Unzulänglichkeit bekannt und in meinem langen und beschwerlichen, oft auch sehr traurigen Kirchendienst und meinen andern Beschäftigungen und Reisen ist vieles vergessen, besonders die Kenntniss der Künste und Sprachen, was ich deshalb erwähne, damit Ihr nicht mehr von mir erwartet, als tatsächlich vorhanden ist) so bin ich einverstanden. Nur dies eine spreche ich unverhohlen aus, daß ich ohne die Ehe um des Gewissens willen, um zu schweigen von der Gesundheit des Körpers und der häuslichen Sorge bei der Erziehung der beiden kleinen Söhne, nicht leben kann und an knechtische Dienste und Arbeiten, mit denen ich mir den Lebensunterhalt erwerben könnte, nicht gewöhnt bin. Daß ich der böhmischen Sprache völlig unkundig bin, wißt Ihr bereits. Es mag nun geschehen, was der himmlische Vater will und Eurer Klugheit gut scheint.“ —

Dieser Brief fand bei den Seniores in Jungbunzlau eine recht unfreundliche Aufnahme. Am 23. Juli beantworteten sie ihn durch einen sehr langen Brief<sup>1)</sup>, dem man anmerkt, daß er von einem Mißtrauen und einer Feindseligkeit diktiert ist, die trotz des schwankenden Wesens Bodensteins doch sehr überrascht. Man wird wohl kaum fehlgehen, wenn man darin den Einfluß Blahoslavs sieht, der nun einmal jenem seine Verbindung mit Flacius und sein falsches Urteil über die Vergangenheit der Brüder nicht verzeihen mochte.

Die Seniores in Böhmen erklären zuerst, daß sie nicht zuständig seien, Bodensteins Aufnahme in die Brüderschaft zu vollziehen, da dazu nur das ganze Kollegium der Seniores, auch der in Mähren und in anderen Ländern wohnenden besugt sei. Weil aber sein Schreiben ausdrücklich an die Seniores in Böhmen gerichtet sei, so wollten sie es beantworten, nicht in aller Seniores Namen, aber doch wenigstens in ihrem eigenen. Und dann gehen sie nun Bodensteins Brief durch, ihm Schritt für Schritt mit größter Schärfe vorhaltend, was sie an ihm zu tadeln haben. Seine Entschuldigung in betreff seines Zweifels an der Reinheit der Lehre und der Aufrichtigkeit ihres Wandels erkennen sie in keiner Weise als genügend an. Ihr Bekenntnis sowie ihr gesamtes Gemeindeleben sei ihm und allen Leuten hinreichend bekannt und sei durch fromme, berühmte und gelehrte Leute gebilligt worden. Daß alles sei ihm bekannt gewesen, er habe es auch einst vor der gesamten Geistlichkeit anerkannt und sei oft auch in ihren Versammlungen gewesen. Wenn er nun die Unität in Verdacht gezogen und andern verhaßt gemacht habe, so sei das das Zeichen eines aufgeblasenen, andere verachtenden und Gottes Wirken in

<sup>1)</sup> Gindely, Quellen S. 242 ff.

ihnen geringschätzenden Geistes und eine unverschämte Kühnheit. Und einen solchen der Einfalt und christlichen Wahrheit fremden Geist merken sie an ihm.

Wenn er außerdem so lange gezaudert hat, daß er nicht eher zu ihnen kam, als bis er von den Seinen hinausgeworfen war, so erscheint ihnen das kindisch. Zudem wußten sie eigentlich gar nicht, wer die Seinen seien, zu welchem Glauben er sich eigentlich bekenne, und von welchem es kein Abfall sein solle, wenn er zu ihnen komme. Auch sei das Gerücht zu ihnen gekommen — ob es wahr sei, wußten sie nicht — daß er gewissen Sätzen des Evangeliums widerspreche, indem er lehre, daß die Buße nicht zum Evangelium gehöre, noch darin enthalten sei. Das sei kürzlich in Wittenberg in einer öffentlichen Rede vor einem großen Hörekkreise über ihn gesagt worden.

Wenn Bodenstein schreibe, er sei wegen des Zeugnisses, das er den Brüdern gegeben, seine Amtes entsetzt worden, und deshalb seien die Brüder nach dem Gesetze der Billigkeit gleichsam verpflichtet, ihn aufzunehmen, so sehen sie das nicht ein. Er sei dazu ja niemals von der Unität aufgefodert noch darum gebeten worden. Wenn er ein gutes Zeugnis ihnen gegeben habe, so habe er nur getan, was jeder Christ zu tun verpflichtet sei, nämlich der Wahrheit die Ehre zu geben auch unter Gefahr seiner Güter, Verlust seiner Freunde ja selbst seines Lebens. Die Brüderunität sei ihm daher nichts weiter schuldig als die allgemeine Christenpflicht. Die habe sie ihm immer bewiesen, habe ihn schon oft gefördert, wie so mancher noch lebende bezeugen könne, aber er habe sich stets undankbar bewiesen. Denn welches Verdienst habe er sich um die Unität erworben, da er sie so viele Jahre hindurch beleidigt und verleumdet habe, was sie geduldig ertragen und mit Stillschweigen übergangen habe?

Dann gehen die Senioren auf die Vorgänge in Thorn, auf den Briefwechsel mit Illyricus und Herbert und auf seine Tätigkeit in Posen ein. Hier wollen wir wieder den Wortlaut ihres Schreiben folgen lassen.

„Es ist nicht unbekannt, was Du gegen die Unität im Anfang Deines Thorner Aufenthaltes unternommen hast, wie Du die Geistlichen der Unität vielfach gequält und getadelt hast, als hätten sie sich ohne Beruf dem Volke aufgedrängt, und andere Unverschämtheiten nach Deiner Weise. Wäre Dir in Thorn alles nach Wunsch geglückt wie Deinem Kollegen Stephanus, wer weiß, ob Du gemäßigter als er gegen die unsern gewesen wärest. Bekannt aber ist, was Du über die Brüderunität an gewisse, nicht gewöhnliche Leute in andern Gegenden geschrieben hast, um uns etwa einen Haß bei jenen auch sonst unruhigen und leidenschaftlichen, Dir ähnlichen Leuten zu erregen. Auch kennen wir wohl jenen Brief, den Du an unseren Studenten nach Wittenberg geschrieben hast, in welchem Du vieles neugierig und leichtsinnig an der Berufung unserer Prediger tadelst, als wären wir nicht ordentlich zum Dienste am Wort bestellt, sondern schickten leichtfertig die Sichel in fremde Saat. Inzwischen machst Du unserm Jüngling Vorwürfe, weil er Deine Heuchelei den Brüdern offenbar gemacht habe. Sicherlich hat er klug und treu gehandelt, denn so geziemt es sich für einen aufrichtigen im Worte Gottes aufgezogenen Sohn, und Du versuchst durch Deine Beschwerde darüber, daß er uns darüber Mittheilung gemacht

hat, ihn zur Heuchelei zu verführen. Aus diesem allen kann jeder Fromme und Rechtsschaffene sich ein Urtheil über Deine Gesinnung bilden, und über den Verdacht, den Du ohne Grund einst gegen die Gemeinschaft der Brüder gehegt hast, wie Du schreibst. Ja, gegen die deutlichsten Beweise der Frömmigkeit, die Du einst sonnenklar sahst, paßt Dir das besser, und wir, die wir schon so oft von Dir verletzt wurden, sind gezwungen, das zu denken und deutlich an Dich zu schreiben. Wahrlich, kein Evangelischer hat sich uns so feindselig gezeigt und ist uns beschwerlicher geworden als Du unter der Maske der Freundschaft, außer gewissen unruhigen und unredlichen Leuten aus der Zahl der Gegner des Antichrist<sup>1)</sup>.

Wunderlich erscheint auch dieses: Du bittest unserer Kirche eingefügt und in die Brudersocietät aufgenommen und nach unserm Beschlusse in ein Amt eingesetzt zu werden, während Du doch schon, wie das Gerücht geht, die Leitung unserer Gemeinde in Posen Dir angemacht hast, dort lehrst und predigst, ohne daß wir wissen, was, noch von wem Du berufen und eingesetzt bist. Von unsern Seniores sicher nicht, da wird man sicherlich zusehen müssen, daß Du Dich nicht in eines andern Beruf eindrängest und einschleichst. Wir mutmaßen, daß Du weder von dem Posener Rat berufen bist, noch von dem dortigen Castellan eine Erlaubnis hast, unsere Seniores haben Dich auch nicht berufen. Aber auch der Posener Gemeinde und ihrem Pfarrer ist von dem Seniorenkollegium nicht eine solche Vollmacht gegeben, daß sie ohne seinen Rat etwas derartiges zu versuchen und beliebige Prediger zu berufen und einzusetzen wagen können. Sollte Dir das aber von unserm Prediger gestattet sein, so wärest Du in dieser Sache bei uns entschuldigt, der Prediger aber würde notwendigerweise den Seniores Rechenschaft dafür ablegen müssen, daß er gegen die Gesetze und Statuten der Unität einen unbekanntnen und von der Gemeinschaft nicht aufgenommenen Manne etwas derartiges ins Werk setzen ließ."

Im weiteren Verlauf des Briefes erklären sie nun, seine Aufnahme sei zwar unmöglich, wenn er sie aber später doch wieder bei den Brüdern nachzusehen das Bedürfnis fühlen sollte, so müsse er sich innerlich sehr ändern und den Beweis seiner Aufrichtigkeit führen. Besser wäre es wohl, er nähme die ihm angebotenen guten Stellungen an, da sich ihm ähnliche in der Unität nicht bieten würden und er sich vielleicht schwer enttäuscht sehen würde. Ubrigens könnten sie ihm in Böhmen überhaupt ein ruhiges Amt nicht in Aussicht stellen, da sie dort ja fortwährend in Gefahr wären. In Mähren sei das zwar anders, aber die Sorge für den Lebensunterhalt sei dort dieselbe.

Seine Ehe endlich sei kein Hindernis, da sie sonst bewährte Männer, auch wenn sie verheiratet wären, aufnahmen und im Predigtamt verwendeten.

Zum Schluß empfehlen sie ihn der Gnade Gottes und bitten Gott, er wolle ihn erleuchten, daß er seine Sünde besser erkenne und die Schlechtigkeit seiner verderbten Natur und die daraus hervorgehenden bösen Leidenschaften des Stolzes, des Trostes und die vielen andern Fehler, damit er rechte Buße tun

<sup>1)</sup> Hier ist den Brieffschreibern offenbar ein Fehler untergelaufen, sie wollten sagen: Gegner Christi oder Freunde des Antichrist.

könne. Ihn selbst bitten sie, ihr Schreiben, das wohl heftig und reich an Vorwürfen, aber aufrichtig sei, mit ruhigem und frommem Gemüt und ohne Beschwerde und Jorn aufzunehmen. Würde er sich bessern, so würden sie selbst bei den Brüdern um Erfüllung seines Wunsches bitten.

Die Antwort Bodensteins auf diesen, man wird kaum anders sagen können, als groben Brief, die er am 2. August desselben Jahres schrieb, ist überraschend ruhig und sachlich<sup>1)</sup>. Er sagt, auf die einzelnen Vorwürfe zu erwidern, würde wohl zwecklos und überflüssig sein und deshalb wolle er nur kurz im allgemeinen erwidern. Gott und sein Gewissen sind ihm Zeugen, daß er stets den Brüdern jede Unterstützung gewährt und nichts mehr gewünscht habe, als mit ihrer Kirche vereinigt zu sein. Wenn er beschuldigt werde, zuweilen geredet und geschrieben zu haben, was dem widerspricht, so sei das fraurig und bedürfe des Beweises. Er jedenfalls leugne die Tassache standhaft und wenn etwas gesagt sei, wie das die Umstände mit sich brächten, so müsse man eben das Gesagte aus dem besondern Anlaß verstehen. Gerüchte seien zweifelhaft und manches, was erzählt wird, sei nicht wahr und werde oft nur andern zu Gefallen gesprochen. Er brauche sich jedenfalls keines Dinges zu schämen, weder dessen, was er gesprochen, noch dessen, was er geschrieben habe. Was jetzt um des gefaßten Verdachts willen nicht geschehen kann, nämlich daß er mit ihnen vereinigt werde, ist entweder nicht Gottes Wille oder es wird später doch geschehen. Um eins aber bittet er sie, sie möchten nicht so bereitwillig sein, jedem beliebigen aus ihrem Kreise zu glauben. Er wisse, was er sage. Zum Schlusse teilt er ihnen mit, daß er mit Zustimmung der Brüder, die die Posener Gemeinde leiten, sich nach Preußen zurückbegeben und das Predigtamt in Marienburg übernehmen werde, worüber wohl auch jene an die Senioren schreiben würden.

In einer Nachschrift verteidigt er sich kurz gegen den Vorwurf der Irrlehre. Daß die Buße nicht zum Evangelium Christi gehöre, habe er sein Leben lang nicht gedacht, geschweige daß er es geschrieben oder gelehrt hätte. Er bekenne sich zur Augsburgerischen Konfession und zu keiner andern, die davon abweicht. Daß ihm diese beiden Vorwürfe gemacht und ihm deshalb das Predigen bei den Brüdern untersagt würde, hätte er nicht erwartet. Doch es sei der Vergessenheit überantwortet.

Auf diesen Brief Bodensteins schrieben die Senioren wieder am 21. September 1558<sup>2)</sup>. Dieser zweite Brief steht in einem merkwürdigen Gegensatz zu dem ersten. Wenn sie auch in der Sache nicht ihren Standpunkt aufgeben, so versuchen sie doch alles, um die persönlichen Schärpen zu vermeiden und auch das, was sie noch zu sagen haben, in eine Form zu kleiden, die alles Verletzende vermied.

Sie schreiben: Das, was in ihrem früheren Briefe an ihn geschrieben sei, stamme aus den Berichten glaubwürdiger Leute, die mit ihm über diese Dinge

<sup>1)</sup> Gindely, Quellen S. 249.

<sup>2)</sup> Gindely, Quellen S. 251 f.

geredet und gestritten hätten. Außerdem wären seine eigenen Briefe, die ähnliche Gegenstände behandeln, in ihren Händen. Aber da er versichere und Gott und sein Gewissen zum Zeugen anrufe, daß er stets von Herzen begehrt habe, ihrer Kirche beitreten zu dürfen, so wollen sie ihm glauben und jeden Verdacht fahren lassen, versprechen auch ihn nach Kräften den andern Brüdern zu empfehlen und soweit als möglich zu unterstützen. Was in ihrem früheren Briefe ihn beleidigt haben könne, sei eine Folge teils der ungünstigen Berichte, teils anderer Ursachen, aber nur geschrieben, um die christliche Freimütigkeit, wie sie sonst bei ihnen herrscht, auch ihm gegenüber zu beweisen. Aber das soll nun völlig der Vergessenheit überantwortet sein.

In der Frage seiner Tätigkeit in der Posener Gemeinde bleiben sie völlig auf ihrem Standpunkt stehen, wenn sie ihn auch in milderer Form behaupten. Er müsse, sagen sie, selbst einsehen, daß derjenige, der noch nicht ordnungsmäßig in ihre Gemeinschaft aufgenommen sei, auch nicht in ihren Gemeinden amfieren könne, auch führen sie den Schriftbeweis dafür unter Heranziehung von 1. Kor. 14,40 und Röm. 10,15, sowie der Briefe an Timotheus und Titus.

Daß Bodenstein auf den Rat der Brüder das Amt in Marienburg angenommen habe, billigen sie unter dem Wunsche, daß die Ehre Jesu Christi durch seine Predigt zum Heile der Gläubigen wachse und ausgebreitet werde. Da er dort in der Nähe ihrer Gemeinden leben werde, so hoffen sie, daß die brüderliche Gemeinschaft unter ihnen um so eher wachsen möchte und das Band der Freundschaft und die christliche Liebe gefestigt werde.

Als dieser Brief geschrieben wurde, hatte Bodenstein bereits sein Amt in Marienburg angetreten. Jene Episode in seinem Leben, da er das Band mit der lutherischen Kirche lösen wollte, war zu Ende.

#### IV.

### Bodensteins Wirken in Marienburg und Lebensende.

Ehe wir uns der Tätigkeit Bodensteins in Marienburg zuwenden, erscheint es geboten, etwas näher auf die Geschichte der evangelischen Kirche Marienburgs bis zu Bodensteins Amtsantritt einzugehen. Und zwar nicht nur weil eine einigermaßen genügende Darstellung von der Entwicklung der kirchlichen Verhältnisse in Marienburg bisher fehlt<sup>1)</sup>, sondern vor allem, weil dies der Schauplatz ist, auf dem sich Bodensteins amtliches Wirken bis zu seinem Lebensende, d. h. für volle vierzehn Jahre abspielte. Hier allein hat er so lange gearbeitet, daß seine Persönlichkeit einen bleibenden Einfluß auf das kirchliche Leben ausüben konnte.

<sup>1)</sup> Abraham Pusch, Marienburgischer evangelischer Lehrer Gedächtnis, Danzig 1753 und J. G. Goertke, Kirchengeschichte der Stadt Marienburg vom Jahr 1748—66 (Preuß. Prov.-Bl. Bd. 21 S. 15, 137, 254 ff.) sind die einzigen zusammenfassenden

Das erste Eindringen der Reformation in Marienburg fällt etwa in das Jahr 1525. Wer die ersten evangelischen Prediger gewesen, wissen wir nicht. Wir erfahren nur, daß im März 1526 König Sigismund von Polen, der damals auf dem Wege nach Danzig war, um daselbst den im Jahre vorher entstandenen Aufruhr zu unterdrücken und zugleich der hiermit in vielfacher Beziehung stehenden evangelischen Predigt ein Ende zu machen, auf seinem Durchzuge durch Marienburg dort lutherische Prediger gefangen setzen ließ. Als der evangelische Bischof von Pomesanien Erhard Queis, zu dessen Sprengel Marienburg damals noch gehörte, bei ihm erschien und die Freilassung der Prediger, die er selbst eingeseßt hatte, erbat, wurde ihm seine Bitte mit der Begründung abgeschlagen, daß er noch nicht vom apostolischen Stuhle bestätigt sei und deshalb auch noch keine bischöflichen Rechte ausüben könne. Wir erfahren zugleich, daß der Pfarrer von Marienburg katholisch geblieben war und auch katholische Prediger eingeseßt haben soll, neben denen also jene mit der evangelischen Predigt aufgetreten waren. Erst den dringenden Bitten des Herzogs Albrecht von Preußen, die er selbst vor dem König am 30. Juni 1526 in Marienburg anbrachte, gelang es, diesen zu bestimmen, die lutherischen Prediger, außer einigen Danzigern, freizulassen, mit ihnen auch die Marienburger Prediger, zwei ehemalige Mönche<sup>1)</sup>.

Trotzdem hören wir schon auf dem Landtage, der am 7. Januar 1527 in Marienburg zusammentrat, darüber klagen, daß sich in der Stadt die lutherische Lehre ausbreite und zwar wird als ihr Vertreter besonders Jakob Knothe, einer der soeben aus Danzig vertriebenen und vom Könige auf Herzog Albrechts Bitte freigelassenen Prediger, genannt<sup>2)</sup>. Es ist auffallend, daß, unmittelbar nach Unterdrückung der evangelischen Lehre in den großen Städten Danzig und Elbing, gerade einer der am stärksten Belasteten, ja derjenige, der am ersten unter allen preußischen Geistlichen gewagt hatte, in die Ehe zu treten, die Kühnheit haben konnte, hier als evangelischer Prediger aufzutreten. Ob der Landeschatzmeister, der diese Klage vorbrachte, mit seiner Mahnung an den Kulmischen Bischof, dem inzwischen vom König die Aufsicht über den im polnischen Preußen gelegenen Teil der pomesanischen Diözese übertragen war,

Darstellungen der Reformationsgeschichte dieser Stadt. Einige Beiträge bot Gerß, Abatius Curäus der erste Rektor von Marienburg (Progr. 1875). Ein Verzeichnis der evangelischen Prediger erschien in der Preußischen Lieferung I S. 115 ff. Nachforschungen nach weiterem urkundlichen Material im Staatsarchiv Danzig blieben erfolglos. Dagegen besitzt die Staatsbibliothek in Berlin in Ms. Boruss. fol. 284 C. F. Charitii collectanea ad historiam ecclesiasticam spectantia fol. 55 a—56 b eine Schrift: Mariaebergum ecclesiasticum sive catalogus presbyterii ibidem evangelici historico-chronologicus, die manche Ergänzung des bisher Bekannten liefert. Der Verfasser, 1747—1771 Pfarrer in Schönbaum, scheint noch Quellen benutzt zu haben, die heute unzugänglich oder verloren sind.

<sup>1)</sup> Tschackert, Urkundenbuch Nr. 449, 464, 508, 509, 511.

<sup>2)</sup> Lengnich, Geschichte der Preußischen Lande königl. Polnischen Anteil's I (1792) S. 28.

genaue Achtung auf Knothe<sup>1)</sup> zu geben, oder mit seiner Forderung, die Senatoren möchten den Marienburger Rat an seine Pflicht der religiösen Neuerung gegenüber mahnen, Erfolg hatte, ist nicht bekannt. Ja, es wird sogar noch ein anderer aus Danzig vertriebener Geistlicher genannt, der hier gepredigt haben soll Benedikt Weyer<sup>2)</sup>. Jedenfalls kann auch in Marienburg sich die evangelische Predigt nur noch kurze Zeit gehalten haben, weil die Stadt viel zu schwach war, allein der von oben her andrängenden altkirchlichen Richtung zu widerstehen.

So haben wohl jene evangelischen Prediger bald weichen müssen, ohne daß gesinnungsverwandte ihnen folgen konnten. Allmählich aber erstarkte das lutherische Bewußtsein, und der Rat versuchte nun, wie es scheint, dadurch dem dringendsten Mangel an Predigern abzuhelpen, daß er evangelische Lehrer an die Schule rief und diese dann zugleich als Prediger amtieren ließ. So berief er im Jahre 1535 den Prediger Johannes Adalberti aus Püzig, der auch die Stelle annehmen wollte in der Hoffnung, zugleich dem Predigtamt vorstehen zu können, den aber sein Patron, der Danziger Rat, nicht entließ. Ebenso war die Berufung des Jakob Schwoger aus Thorn erfolglos<sup>3)</sup>. Dennoch werden uns bald darauf evangelische Prediger wenigstens an der Hospitalkirche zu St. Georg genannt, Mag. Adam Curäus und Johannes Niger (Schwarz) aus Danzig<sup>4)</sup>. Allerdings beschränkte sich der lutherische Gottesdienst vorläufig nur auf die Predigt, während von einem evangelischen Abendmahl nicht die Rede sein konnte. Das erfahren wir aus einem recht lebhaften Streit um diese Feier in Marienburg aus dem Jahre 1538.

Damals amtierten dort Johannes Lubenius und Johannes von Glogau in Schlesien. Über ihre Art das Abendmahl zu feiern, waren bedenkliche Gerüchte zu dem Pfarrer Laurentius Morgenstern von Riesenburg gedrungen, der sie darüber befragte und zuerst unterm 26. Februar 1538 von Johann von Glogau, dann unterm 6. August desselben Jahres von diesem und Lubenius zusammen nähere Auskunft erhielt<sup>5)</sup>. Danach teilten sie das Abendmahl „nach alter Sitte“, d. h. unter einer Gestalt ohne den Kelch aus und wiesen die Laien

1) Jakob Knothe aus Danzig, in Frankfurt vorgebildet, war Prediger in Danzig, dann kurze Zeit hier, später in Soldau, Mohrungen und Neidenburg im herzoglichen Preußen und in Anklam, Uckermünde und Loitz in Pommern, wo er um 1564 starb. Freytag, Die Beziehungen Danzigs zu Wittenberg (Zeitschr. d. Westpr. Geschichtsvereins, Heft 38, S. 18 ff., 40. Über seine Gattin s. besonders: Freytag, Frau Anna Knothe, die erste preußische Pfarrfrau (Das Pfarrhaus 1917, S. 111 ff.).

2) Staatsbibl. Berlin, Ms. Vor. fol. 284 p. 55 b. Benedikt Weyer, geb. 1482 in Danzig, 1499 in Greifswald, dann in Krakau studierend, wurde 1526 aus Danzig vertrieben und war von 1527 an Pfarrer in Schippenbeil, wo er 1550 d. 10. Aug. starb. Freytag, Beziehungen S. 45; Pr. Sammlung I S. 758; Gesammelte Nachrichten von der Ostpreussischen Stadt Schippenbeil (1778) S. 110. Die dort angegebene Nachricht, daß er in Frankfurt studiert und magistriert habe, ist wohl nicht richtig, da weder in den Matrikel noch in dem Dekanatsbuch der philosophischen Fakultät sein Name zu finden ist.

3) Gerß, Athanasius Curäus S. 25.

4) Staatsbibl. Berlin Ms. Vor. fol. 284 p. 55 b.

5) Tschackert, Urkundenbuch Nr. 1116 u. 1137.

an, im Glauben geistlich auch das Blut Christi zu genießen (*crede et manducasti, crede et bibisti*). Natürlich war Morgenstern über diese Auskunft entsetzt und sah darin eine Verführung der Gemeinde. Um die Angelegenheit in Fluß zu bringen, teilte er den empfangenen Brief alsbald am 10. August Speratus mit und bittet ihn um sein Urteil. Schon am folgenden Tage gab dieser sein Urteil dahin ab, daß ein Christ mit seinem Glaubensbekenntnis offen hervortreten müsse. Die Sakramente seien die Siegel des Glaubens, durch welche man diesen öffentlich bekennet. Wer aber diese Zeichen des öffentlichen Bekenntnisses des Glaubens geheimhält, der verbirgt den Glauben selbst<sup>1)</sup>.

Bald darauf war auch der Pfarrer von Salsfeld, Johannes Hadamar, auf die Marienburger Zustände aufmerksam geworden und hatte unterm 29. September ebenfalls darüber bei Lubenius angefragt, worauf ihm dieser in den ersten Tagen des Oktobers schreibt, er könne in Marienburg nicht das Abendmahl unter beiderlei Gestalt austheilen, obgleich das allein seinem Glauben entspräche. So lehrte er, die Leute möchten glauben und im Glauben auch das Blut empfangen, auch ohne den Wein (*fides transelementat omnia*). Hadamar, der diesen Standpunkt in seiner Antwort vom 14. Oktober natürlich gleichfalls ablehnte, teilte den Briefwechsel Morgenstern mit, der ihn wiederum unterm 15. November an Bischof Speratus weitergab mit der Bitte, dieser möchte auf eine Antwort denken. Inzwischen scheint er selbst weitere Erkundigungen eingezogen zu haben, denn unterm 23. November meldet er dem Bischof, daß in Marienburg unter dem Eindruck dieser neuen Lehre ein starker Irrtum einzureißen scheine. Die Leute nehmen in ihren Häusern Brod und Wein unter Hinzufügung der Einsetzungsworte des heiligen Abendmahls und glaubten nun, daß sie wahrhaftig Leib und Blut Christi empfangen hätten<sup>2)</sup>.

Speratus mochte sich nicht direkt in die Marienburger Verhältnisse einmischen, da ihm die Jurisdiktion über den polnischen Teil der Diözese in ihrem früheren Umfang nicht mehr zustand. Er gab seiner Antwort deshalb die Form eines Privat Schreibens an Morgenstern, arbeitete aber doch eine vollständige dogmatische Abhandlung aus, in der er die Marienburger Geistlichen zunächst über das Wesen des geistlichen Amtes und die daraus auch für die Abendmahlsfeier erwachsenden Aufgaben belehrt, dann die Irrtümer in ihrer Abendmahlslehre widerlegt und ihre Begründung für dieselbe entkräftet und endlich ihnen Ratsschlüsse für eine erspriesslichere Wirksamkeit gibt<sup>3)</sup>.

Dieses Gutachten sandte Speratus an Morgenstern, der unterm 5. Februar 1539 dafür dankt und sagt, er wolle sich bedenken, durch wen ers nach Marienburg schicken werde. Ungefähr in derselben Zeit war auch Johann Poliander in Königsberg durch Fabian Thymäus in Marienwerder mit den Marienburger Vorgängen bekannt gemacht worden und hatte Thymäus gegenüber sein Urteil darüber ausgesprochen. Er sagt, die Marienburger seien nicht kalt und nicht

<sup>1)</sup> Tschackert, a. a. O., Nr. 1138 u. 1139.

<sup>2)</sup> Ebenda 1145, 1153, 1154, 1160.

<sup>3)</sup> Ebenda 1162 u. 1170.

warm, sondern aus der verwerflichen Zahl der Lauen, die Christi Geist aus-speien<sup>1)</sup>.

Ob diese Einwirkung von außen her einen wesentlichen Einfluß auf das kirchliche Wesen in Marienburg geübt hat, entzieht sich unserer Kenntnis, ist aber kaum anzunehmen, da es doch etwas wesentlich anderes war, unter der evangelischen Obrigkeit im herzoglichen Preußen gute Ratschläge zu geben, als sie unter dem Druck der streng katholischen im polnischen Preußen auszuführen.

In den nächsten zwanzig Jahren hören wir sehr wenig von der evangelischen Kirche Marienburgs. Daß sie sich aber tatsächlich kräftig weiter entwickelte, beweist die Blüte der mit ihr eng verbundenen Schule und die verhältnismäßig große Zahl der aus Marienburg stammenden Studenten auf den protestantischen Hochschulen. Nicht weniger als siebenundzwanzig Söhne der zwar wohlhabenden, aber kleinen Stadt können wir in den Jahren von 1533 bis 1558 auf den Universitäten Wittenberg, Frankfurt a. O., Leipzig und Königsberg nachweisen. Von diesen haben vier nach einander ihrer Vaterstadt als Leiter ihrer Schule gedient. Der erste von ihnen Mag. Urban Stürmer, der in Wittenberg und Königsberg studiert hatte, war erst Rektor in seiner Vaterstadt, dann seit 1548 in Thorn, wo er um des Bekenntnisses seines Glaubens willen von Bischof Stanislaus Hosius vertrieben wurde. Er beschloß sein Leben als Professor der Königsberger Universität<sup>2)</sup>. Ihm folgte zunächst Johann Schröder aus Schöneck, von dem ausdrücklich berichtet wird, daß er zugleich evangelischer polnischer Prediger gewesen sei<sup>3)</sup>, dann wieder der Marienburger Michael Hecht, ein Schüler Frankfurts und Königsbergs<sup>4)</sup> und endlich als dritter aus der Zahl der Stadtkinder Achatius Curäus (Scheerer). Von der Schule seiner Vaterstadt war er einst zu seinem Oheim, dem Abt Matthäus Scherer von Paradise in Polen, einem begeisterten Verehrer Melanths, gezogen, hatte dann die Universitäten Frankfurt und Wittenberg besucht und zwischendurch etwa von 1555 bis 1557 die Marienburger Schule geleitet, worauf er 1558 nach Erwerbung des Magistergrades in den Dienst der Stadt Danzig trat<sup>5)</sup>. Nach einer kurzen Unterbrechung, während welcher Georg Neumann aus Danzig das Schulregiment führte, trat dann mit Lazarus Hohensee, dem wir noch später begegnen werden, wieder ein Marienburger Stadtkind in dieses Amt ein, auch er ein Schüler Wittenbergs<sup>6)</sup>.

<sup>1)</sup> Tschackert, a. a. O. Nr. 1163.

<sup>2)</sup> Vgl. Freytag, Die Preußen in Wittenberg, S. 41, und die dort angegebene Literatur, ferner Brohm, Die kirchlichen Zustände in Thorn, Zeitschr. f. d. historische Theologie, 1869, 616 ff.

<sup>3)</sup> Charitius a. a. O.

<sup>4)</sup> Hecht muß vorher schon anderwärts studiert haben, da er im S. S. 1541 in Frankfurt bereits als Mag. immatrikuliert wird. 1544 ist er in Königsberg. Für seine Marienburger Tätigkeit vgl. Charitius a. a. O.

<sup>5)</sup> Verß, Achatius Curäus (1875). Die dort gegebenen Daten müssen aber nach den Angaben in den Universitätsmatrikeln geändert werden.

<sup>6)</sup> Er wird 1550 d. 27. Juni in Königsberg als Marienburger immatrikuliert, aber 1554, 13. Juli, in Wittenberg als Riesenburger. Charitius a. a. O., nennt ihn einen

Können wir so die Entwicklung der Schule ziemlich verfolgen, so gelingt das bei der Kirche nicht so leicht. Zwar werden uns auch da eine ganze Reihe von Namen genannt, deren Träger ein kirchliches Amt bekleidet haben sollen, aber teils ist die Überlieferung unsicher, teils sind wir über die Zeit ihrer Amtsführung so wenig unterrichtet, daß wir ein klares Bild der kirchlichen Zustände kaum erhalten<sup>1)</sup>.

Soviel scheint aber festzustehen, daß die evangelische Gemeinde sich auf die Hospitalkirche zu St. Georg beschränkt sah, während die Pfarrkirche zu St. Johann in den Händen der Katholiken blieb. Nur für jene gelingt es mit einiger Wahrscheinlichkeit eine Reihe der Prediger aufzustellen<sup>2)</sup>. Zwar berichtet die Überlieferung, daß 1548 auch die Pfarrkirche in die Hände der Evangelischen gekommen sei, aber da wir keine Nachricht davon haben, wer etwa dort das Predigtamt verwaltet haben könnte, und da auch die Zeit einem Eindringen der Evangelischen in die Pfarre noch wenig günstig war, so werden wir annehmen müssen, daß jene Überlieferung irrt<sup>3)</sup>.

Ganz anders war die kirchliche Lage zehn Jahre später. Damals zeigte sich König Sigismund August, der nie ein Eiferer gegen die Reformation gewesen war, zwar nicht geneigt, die Einführung derselben förmlich zu gestatten, aber doch bereit, durch Nichtbeachten der Maßnahmen der evangelischen Stadtoberkeiten ihnen freie Hand für ein geräuschloses Umgestalten des Kirchenwesens zu gewähren. Als man daraufhin in den drei großen Städten 1557 die öffentliche Feier des Abendmahls in evangelischer Weise eingeführt hatte, gelang es noch in demselben Jahre der Stadt Danzig, im folgenden den Städten Thorn und Elbing Religionsprivilegien zu erhalten, die jener Maßnahme die rechtliche Grundlage gaben und zugleich die Berufung evangelischer Prediger gestatteten.

Nichts war natürlicher, als daß nun die kleinen Städte ebenfalls versuchten, diesem Ziele nahe zu kommen. Zwar waren sie in ungünstigerer

---

Pommern. Er war später, von 1576 Erzpriester zu Raftenburg und starb als solcher 1581. Wenn ich in „Preußen in Wittenberg“ ihn mit dem Graudenzener Rektor gleich setzte, so ist das nicht richtig, da dieser 1585 in Graudenz starb. Froelich, Gesch. d. Graudenzener Kreises II S. 153.

<sup>1)</sup> Pusch a. a. O. und nach ihm Rhesa, Nachrichten von allen seit der Reformation an den ev. Kirchen in Westpreußen angestellten Predigern (1834) S. 192 nennt: Joseph vor 1537, Johannes 1537, Johann Nizer 1538, Johann zu St. Georg 1538; Joachim 1547, Johann 1556, Thomas 1557; Charitius nennt nur Johannes de Alano (den er auch als Theodoricus Eichenbruch bezeichnet) und den oben genannten Johann Schroeder ohne die Angabe, daß sie an St. Georg gestanden hätten, und diese Überlieferung ist wohl sicher falsch, da hier zwei verschiedene Leute zusammengeworfen sind.

<sup>2)</sup> Für St. Georg nennt Charitius (die Einklammerungen stammen von ihm) Mag. Adam Curäus, Johann Nizer, (Jakob Josephus Polono-Prussus), Lactantius (Joannes Codicius) Schluckauensis (Joachim Gudovius Sago), Joachimus Quaterus Pommeranus Johann Heerbrod, Polono Prussus. Es ist hier nicht der Ort, die Richtigkeit dieser Angaben, gegen die sich manche Zweifel erheben, im einzelnen zu prüfen.

<sup>3)</sup> Hartknoch, Preuß. Kirchenhistoria S. 1062; Hartwich, Beschreibung der drei im polnischen Preußen liegenden Werder S. 222.

Lage als jene. Denn während in den großen Städten das Kirchenpatronat in fast allen Kirchen mit Ausnahme der Hauptkirche jeder Stadt dem Räte zustand, so daß dieser nun einfach in Ausübung seines Rechtes nach dem Privilegium evangelische Prediger berief, hatten die kleinen Orte ein solches Recht nicht. Sie wählten den Ausweg, daß sie die katholischen Pfarrer im Besitz ihrer Pfründe ließen, daneben aber evangelische Prediger auch an die Hauptkirche setzten, so daß nun die Geistlichkeit an derselben Kirche der Konfession nach gemischt war, und meistens auch der Gottesdienst aus katholischer Messe und evangelischer Predigt sich zusammensetzte, wobei natürlich das Bestreben dauernd lebendig blieb, auch die evangelische Abendmahlsfeier in der Hauptkirche einzuführen.

So ungefähr war auch die Lage in Marienburg, als Bodenstein dorthin berufen wurde, wie es scheint als erster evangelischer Prediger der Pfarrkirche.

Schon in seinem Briefe vom 28. Juni 1558 hatte Bodenstein erwähnt, daß er einen Ruf nach Danzig und einen andern nach Marienburg habe. Welchem Umstände und welcher persönlichen Verbindung er diese Berufungen verdankte, ist nicht wohl festzustellen. Es ist nicht unwahrscheinlich, daß gerade seine dem schroffen Luthertum so wenig sympathische versöhnliche Stellung zu den Brüdern ihm diese Angebote neuer Stellungen eingetragen haben. Wenigstens möchte man das in Bezug auf den Ruf nach Marienburg annehmen, da er gerade dieses Amt unter ausdrücklicher Zustimmung der Leiter der Posener Gemeinde annahm und da die Senioren in ihrem letzten Schreiben von der Möglichkeit einer noch engeren Verbindung mit der Unität gerade dort sprechen. Auch der Inhalt des folgenden Schreibens Bodensteins an den Thorner Rat unterstützt diese Vermutung.

Der Ruf an ihn zur Übernahme des Predigtamtes an St. Johann war von dem Marienburger Rat ergangen. Die Übertragung des Amtes erfolgte aber erst nach einer mündlichen Verhandlung und unter der Bedingung, daß Bodenstein ein Zeugnis über seine Amtsführung in Thorn und über die Umstände, unter denen seine Verabschiedung von dort erfolgt war, beibrächte. Deshalb schreibt er unterm 19. August 1558 an den Thorner Rat und bittet, ihm dieses Zeugnis auszustellen<sup>1)</sup>.

Er erwähnt in diesem Briefe, daß er schon bei seinem Abgang von Thorn ein solches Zeugnis gefordert habe, aber weil er es nicht erhalten hätte, entschlossen gewesen sei, für seine Person darauf zu verzichten. Jetzt könne er das nicht mehr und müsse noch einmal mit seiner Bitte an den Rat herantreten. Er legt besonderen Wert darauf, daß ihm bescheinigt werde, wie er es in seiner Amtsführung in Thorn herzlich gut gemeint und auch in dem strittigen Handel wegen Austeilung der Sakramente beständige Einigkeit gesucht, und daß er vor allem in bezug auf die Pickarden oder Waldenser von den Zensuren der Theologen und der mit ihnen zu Wittenberg und Königsberg geschlossenen Vereinigung nicht habe abgehen und sie nicht nach dem Vorbilde „geringer,

<sup>1)</sup> Stadtarchiv Thorn XI,2 fol. 18.

unbeständiger, frecher, lästerlicher Mitgesellen, so auch anderwärts nicht Frieden und Einigkeit gehalten hätten, verachten, verdammen und verfolgen wollen.“

Wenn ihm ein solches Zeugnis weiter versagt bleiben sollte, so wäre das, meint er, ein sicheres Zeichen dafür, daß er ohne Ursache und nur in Folge des Hasses und der Angaben gewisser Leute seinen Abschied erhalten habe.

Ob dieses Schreiben seinen Zweck erfüllte, ist uns unbekannt, jedenfalls aber hat Bodenstein alsbald das Amt in Marienburg angetreten. Die Aufgabe, die seiner hier wartete, war keine geringe, und es wohl wohl zu erwarten, daß das eigentümliche Verhältnis zwischen der aufstrebenden evangelischen Kirche und der im Besitz aller Rechte befindlichen und doch im Bewußtsein der Leute werklos gewordenen katholischen zu allerlei Verwicklungen führen mußte. Für Bodenstein freilich zeigten sich die Schwierigkeiten seines Amtes zunächst auf einem ganz andern Gebiete, nämlich wieder in der Frage nach der Stellungnahme des evangelischen Predigtamtes zu den böhmischen Brüdern und der Einfügung dieser in die Gesamtgemeinde.

Darüber gibt ein Brief Aufschluß, den Bodenstein am 9. April 1558, also etwa neun Monate nach seinem Amtsantritt in Marienburg, an die Brüder-senioren schreibt<sup>1)</sup>.

In diesem Brief nimmt er noch einmal auf seine frühere Korrespondenz mit ihnen Bezug und auf seinen Abzug von Posen, der ihn, wie er meint, in ihren Augen rechtfertigen müsse, da wohl die Vorsteher der Posener Gemeinde inzwischen an sie darüber geschrieben haben würden. Weil sie ihn zuletzt ihres Wohlwollens versichert und ihm ihre Unterstützung in Aussicht gestellt hätten, so wende er sich nun mit einer Bitte um Rat in seiner gegenwärtigen heiklen Lage an sie.

Es sind, so berichtet er, einige Bürger in Marienburg, denen die Kirchenordnung der Brüder, ihr frommes Bekenntnis, die Kraft ihrer Kirchenzucht, ihre Seelsorge, die gegenseitige Hilfsbereitschaft und die Standhaftigkeit in ihrem Kreise ganz besonders zusage, und die deshalb wünschen, ihrer Gemeinschaft aufs engste verbunden zu werden. Diese Bürger, sagt er, wünschen im Ernste ihre wahre Besserung, die das Wort Gottes fordert, und wünschen deshalb eine schärfere Disziplin und strengere Seelsorge. Sie unterwerfen sich in allem wie die Schafe ihrem Hirten, aber da sie sehen, daß bei der herrschenden Verschiedenheit der Denkart in der großen Masse kaum je eine rechte Kirchenzucht zustande kommen kann, so wenden sie sich von dem uneinigen lutherischen Kirchenamt ab und wünschen entweder ein solches der Brüderkirche zu haben, oder wenigstens eine private Seelsorge durch die Brüder. Er möchte nun eingedenk seiner Amtspflicht, ihnen von Herzen gern dienen, aber er sehe sich in doppelter Schwierigkeiten verwickelt, aus denen er aus eigener Kraft keinen Ausweg finde.

Erstens sei er als Geistlicher der ganzen Gemeinde angestellt und dürfe deshalb nicht einem Teile derselben so dienen, daß er dem andern sich entzöge.

1) Gindely, Quellen S. 253 ff.

Er könne nicht den einen nach der Weise der Brüder, den andern nach der der Lutheraner dienen. Das streite wider sein Gewissen und seine Ehre. Und wenn er nicht allen unterschiedlos dienen wolle, so entstehe Verdacht, die Gemüter würden erregt, man wolle sein Amt nicht brauchen und dulde ihn nicht länger in seiner Stellung, wie es ihm schon in Thorn ergangen sei.

Zweitens sei die Unterscheidung und Trennung unter den Anhängern desselben Bekenntnisses einem Schisma an sich sehr ähnlich und würde mit Recht getadelt werden.

Er führt nun eine Reihe von Aussprüchen des Eusebius und Augustinus, Luthers und Calvins an, beruft sich auch auf ein Wort des Simon Mach, das er einst in Gilgenburg von ihm gehört, und endlich auf eine Stelle der Apologie der Brüder, die sämtlich vor einer schismatischen Trennung warnen, und erklärt dann, er hätte wohl gern um der Sache willen an namhafte Theologen in Deutschland geschrieben und sich deren Rat erbeten, aber da ihm das früher gar unglücklich ausgefallen, so wolle er das lieber lassen. Sonst fürchten jene wohl gar, er wolle von seinem Glauben abfallen, und die Brüder, er übe Verrat an ihren Angelegenheiten.

So schwebe er denn zwischen Angst und Zweifel und sei ganz ungewiß, was er tun solle. Das sei keine Menschenfurcht, sondern nur die Besorgnis, übereilt zu handeln. Auch hätte er jenen Bürgern nur dadurch genug tun können, daß er ihnen versprochen habe, der Senioren Rat und Weisung einzuholen. Dazu komme noch, daß unter den Predigern keine Einmütigkeit herrsche. Der eine derselben, einst sein Diakonus in Osterode, mag nicht nur nicht gemeinsam arbeiten, sondern widerstrebte ihm sowohl als den Bürgern, die auf Zucht hielten<sup>1)</sup>. Dasselbe tun bald die Elbinger, bald die Danziger und am meisten die Thorner, die den Gemeindemitgliedern einflüstern, er strebe nach nichts anderm als danach, die Pikarden zu fördern und zu festigen, was sie alle mit Recht scheuen.

Darum bitte er die Senioren um Christi willen, um seines Gewissens willen und um der Schafe willen, die dort gesammelt werden können, sie möchten, wenn sie einen Rat wüßten, nicht mit der Antwort zögern. Denn das sei ja die Quelle alles Übels gewesen, da sie nicht offen ihre Meinung, auf die alle warteten, sagen oder schreiben wollten. Wenn sie nichts schrieben, so müßte er notgedrungen bei der oben erwähnten Meinung Augustins und Luthers bleiben und jene Frommen in dem großen Haufen lassen, was sicher schmerzlich und dauernd beklagenswert sei nach dem Wort: „Die Fehler der Bösen sind die Anfechtung der Guten“.

Dieser Brief zeigt wieder das Schwankende, Vermittelnde und Unentschlossene in dem Wesen Bodensteins, zugleich aber auch die ängstliche Gewissenhaftigkeit und die Amtstreue, die überall an ihm zu beobachten war, die ihm auch überall Hemmungen bereiteten, deren Herr zu werden, die Kraft seines Willens nicht ausreichte. Ob dieser Brief, der in mancher ungeschickten Wendung leicht das alte Mißtrauen der Brüder wieder wecken konnte, ihnen trotz

<sup>1)</sup> Das dürfte Thomas Blasius sein, der 1553 Diakonus in Osterode war.

der Aussichten für die Ausbreitung ihrer Gemeinschaft, die er andeutete, viel Freude gemacht hat, bleibe dahingestellt. Ob und wie sie ihn beantwortet haben, wissen wir nicht, ebensowenig, wie Bodenstein in der folgenden Zeit in dieser Sache sich gestellt hat, wenn nicht das, was wir von seinem Wirken in den letzten Lebensjahren hören, damit in Zusammenhang steht.

Inzwischen hatte die eigenartige Verfassung der evangelischen Kirche Marienburgs für ihn neue Sorgen und Anstöße geschaffen.

Wir hatten schon oben erwähnt, daß Bodenstein an die Pfarrkirche zu St. Johann berufen war, daß aber an derselben noch ein katholischer Pfarrer im Besitz der Pfarrpräbende war. So war also rechtlich Bodenstein nur Prediger ohne eigentliche pfarramtliche Befugnisse. Der Inhaber der Pfarre, Nikolaus Schönborn, dachte keineswegs daran, die Rechte, die seiner Stellung zustanden, freiwillig aufzugeben. Hier mußte es notgedrungen zu Reibungen kommen. Genau verfolgen können wir den Verlauf der Dinge nicht. Aus dem, was uns überliefert ist, ergibt sich etwa folgendes Bild<sup>1)</sup>.

Bodenstein hatte nach Antritt seines Amtes zweifellos die Überzeugung, daß er in seiner Kirche alle Funktionen des Amtes würde ausüben dürfen. Als er aber an die Ausspendung des Abendmahls ging, wurde diese von dem Pfarrer verboten. Nun fragte es sich, was weiter zu tun sei: Der Rat in Marienburg, geneigt, alle Anstöße zu vermeiden, riet, die Abendmahlsfeiern in der Georgenkirche abzuhalten. An dieser aber war Thomas Blasius angestellt, Bodensteins früherer Amtsgenosse in Osterode, mit dem er nicht in freundlichem Verhältnis stand und über dessen unbrüderliches Verhalten er schon in dem Briefe an die Brüdersenioren geklagt hatte. So mochte er sich zu diesem Auskunftsmittel nicht entschließen, erwog vielmehr die Möglichkeit, das Abendmahl in den Häusern zu halten, wobei ihm zweifellos wieder die Art der Brüderkirche vorschwebte. Er mochte sich aber selbst sagen, daß dieser Ausweg für ihn recht gefährlich gewesen wäre, da er ihm unbedingt den Vorwurf donatistischer Separation zugezogen hätte. Deshalb wählte er nun einen dritten, vielleicht noch bedenkllicheren Weg. Seit dem Jahre 1562 war an die Stelle des alten Pfarrers Nikolaus Schönborn ein anderer getretener Nikolaus Lasinski, der zugleich Pfarrer von Puzig und Offizial von Marienburg war<sup>2)</sup>. Mit ihm ließ sich Bodenstein in Verhandlungen ein. Das Ergebnis derselben war ein etwas wunderliches. Bodenstein erkannte Lasinski als ordentlich

<sup>1)</sup> Quelle für die folgende Darstellung sind die gelegentlichen Bemerkungen in den im Folgenden näher zu besprechenden Streitschriften, sämtlich in der Stadtbibl. zu Danzig Ms. 1247 überliefert. Da sie alle noch zu erwähnen sind, verzichte ich hier auf die Nachweisung jedes einzelnen Zuges der Geschichte.

<sup>2)</sup> Das oben genannte Manuskript hat uns noch einige Erlasse, die L. in den Jahren 1562 bis 1564 an die meist evangelischen Pfarrer des großen und kleinen Marienburger Werders richtete, überliefert. Er versuchte darin durch Einführung alter vergessener Heiligentage, durch die Einschärfung der Bewahrung des heiligen Salbols in der Kirche, sowie durch die Forderung, die Geistlichen müßten sich ordentliche Berufungspapiere besorgen, diese unsicher und ängstlich zu machen und in Sorge um ihr Amt zu erhalten.

bestallten Pfarrer an und erbat und erhielt von ihm die Erlaubnis, das Sakrament des Leibes und Blutes Christi, also doch wohl das Abendmahl in beiderlei Gestalt, aber um des Friedens willen „in gewöhnlichen freien Ceremonien“, d. h. in einer der katholischen möglichst angeähnelten Form in der Pfarrkirche zu feiern. Er selbst gab sich dabei der Hoffnung hin, durch diese Anpassung andere gewinnen zu können. Lasinski aber erhielt von dem Räte als einen Ersatz für die von ihm eingeräumten Rechte die Kapelle auf dem Fährtoie (jetzt Marienfore), über die der Rat von altersher das Patronat besaß und in der der Gottesdienst, obwohl er einst wegen der vermeinten Wunderkraft dieser Kapelle sehr lebhaft gewesen war, lange geruht hatte. Hier konnte er ganz ungestört den katholischen Gottesdienst wieder einrichten<sup>1)</sup>.

Sobald diese Abmachungen bekannt wurden, mußten sie lauten Widerspruch hervorrufen, lenkten sie doch stark in jene Bahnen zurück, in denen sich vor etwa zwanzig Jahren die damals schon viel bekämpfte Abendmahlspraxis der Marienburger bewegt hatte. Mochte auch in Marienburg das Erreichte vielfach als ein Fortschritt angesehen werden, so erschien es den Außenstehenden geradezu als ein Abfall von der reinen lutherischen Kirche. Am eifrigsten scheinen dabei die Thorner Geistlichen gewesen zu sein. In Thorn verfolgte man wohl die weitere Tätigkeit des kürzlich von dort Geschiedenen mit besonderm Interesse, zugleich aber amtierten dort seit 1560 zwei der eifrigsten Vorkämpfer strengsten Luthertums, die Preußen in jener Zeit besaß, Franziskus Burchardi, den wir schon als Miststreifer Bodensteins gegen den Miantrismus im herzoglichen Preußen kennen gelernt haben, und Benedikt Morgenstern, der Sohn jenes Laurentius Morgenstern, der im Jahre 1538 so eifrig gegen die Marienburger Abendmahlspraxis gestritten hatte<sup>2)</sup>. Dieser letztere hatte noch besondere persönliche Beziehungen zu Marienburg, da dort sein Schwiegervater und sein Schwager, der Rektor Lazarus Hohensee, wohnten<sup>3)</sup>.

Die Thorner Geistlichen richteten zuerst eine brüderliche Ermahnung an Bodenstein. Sie behaupteten, daß er darin gefehlt habe, daß er den katholischen Pfarrer als rechten Pfarrer erkannt habe, während er das doch selbst gewesen sei. Nicht der Besitz der Widdem oder des Pfarrhauses, sowie der Einkünfte mache den rechten Pfarrer aus, noch weniger die päpstliche Ordination und Sendung, sondern das mache einen ordentlichen Pfarrherrn, daß man

<sup>1)</sup> Stadtbibliothek Danzig, Ms. 1247; Nachricht von einer, ehemals durch den Hochmeister Konrad von Ehrlichshausen gestifteten, nunmehr aber zerstörten Thor-Kapelle in Marienburg. Preussisches Archiv, 6. Jahrg. 2. Bd. Königsberg 1795 S. 459 ff.

<sup>2)</sup> Benedikt Morgenstern, geb. 1525 zu Stolp, studierte in Königsberg, war 1547 Rektor in Riesenburg, 1552 Pfarrer in Deutsch-Eylau, 1554 in Schöneck, 1559 Diakonus an St. Katharinen in Danzig, 1560 Pfarrer an St. Marien in Thorn, 1568 am Dom zu Königsberg, 1577 an der altstädtischen Kirche daselbst, 1588 Pfarrer zu Graudenz, gestorben 1599. Arnoldt, Nachrichten I 495. Rhesa, Nachrichten 27.

<sup>3)</sup> Im erläuterten Preußen III, S. 864, wird angegeben, Lazarus Hohensee sei der Schwiegervater Morgensterns gewesen. In dem oben genannten Manuskript der Danziger Stadtbibl. findet sich aber fol. 8 ein Brief Morgensterns an Herrn Alex Hohensee „meinen lieben Vater zu Marienburg beim Herrn Georg Hohensee“, worin Grüße an den Schwager und die Schwägerin bestellt werden.

einen rechten Beruf und Ordination von der rechten Kirche habe, recht lehre, die Sünder beider Tafeln strafe und die Sakramente lauter und ohne päpstliche Greuel verwalte und danach trachte, die Kirche Christi zu erbauen, die des Antichrists zu zerstören. Deshalb habe Bodenstein ein schweres Unrecht begangen, indem er sich mit dem katholischen Pfarrer in Verhandlungen eingelassen. Er wäre vielmehr verpflichtet gewesen, ihn zu meiden. Und wenn er das Sakrament nicht in der Pfarrkirche halten durfte, so hätte er es eben in der Georgskirche halten müssen. Dann wäre er wohl mit dem Leibe gewichen, was auch Christus und die Apostel getan und kein Abfall sei; so aber sei er mit der Lehre und dem Bekenntnis gewichen und das wäre ein rechter verdammenswerter Abfall.

Bodenstein wollte sich diese Zurechtweisung nicht gefallen lassen und wehrte sich dagegen, indem er die Gründe seines Handelns zusammenstellte und die Verteidigungsschrift seinen Gegner zuschickte<sup>1)</sup>. Diese schrieb abermals an ihn, erklärten, noch sei die Sache eine Privatsache und solle, wenn er Buße tue, geheim gehalten werden. Bodenstein aber machte von der Kanzel aus der Gemeinde Mitteilung von den an ihn gerichteten Schreiben der Thorner und suchte dasselbe zu widerlegen. Die Thorner blieben ihm die Antwort nicht schuldig. Sie warfen ihm nun vor, das von ihm gehaltene Abendmahl sei, da er es auf Grund der Ermächtigung durch den katholischen Pfarrer halte und in Formen, die dieser vorgeschrieben habe, eigentlich kein evangelisches Abendmahl mehr, sondern eine römische Messe und habe deshalb keine göttliche Kraft. Bodenstein griff diese Äußerung auf und beschuldigte sie kezerischen Irrtums, weil sie dem von ihm unter beiderlei Gestalt gespendeten Sakrament den göttlichen Grund abgesprochen hätten und gesagt, darin würde Leib und Blut des Papstes gespendet.

So erbitterte blinder Eifer und übelwollendes Mißverständnis die Gemüter immer mehr, und bald zeigte es sich, daß der zunächst nur lokale Streit bald weitere Kreise ziehen würde. Es scheint, daß sich der Marienburger Rat ins Mittel zu legen und den Frieden zwischen Bodenstein und den Thornern wiederherzustellen versucht habe. Denn am 13. Mai 1562 waren Beauftragte aus Thorn in Marienburg, die ein Schreiben an den dortigen Rat bei sich hatten, in welchem sich die Absender auf die einzuholenden Urteile beriefen. Dieses Schreiben zu übergeben, fanden sie keine Gelegenheit, hatten aber eine Unterredung mit Bodenstein, in welcher er eine Beendigung des Streites vorschlug, worauf er auch eine in diesem Sinne abgefaßte Schrift den Gesandten einhändigte. Es ist nicht klar, ob diese ihm irgendwelche Versprechungen in günstigem Sinne gemacht haben, jedenfalls dachten die Thorner nicht daran, auf ein solches Niederschlagen des Streites einzugehen. Sie erklärten alsbald, daß die Beauftragten zur Bewilligung einer solchen Beendigung des Streites nicht bevollmächtigt gewesen wären und daß nach ihrer Meinung, wenn die

<sup>1)</sup> Das sind wohl die im Danziger Manuskript fol. 179 enthaltenen: Adsertiones Anthonii predigers zu Marienburg gegen Stuhm und danach gegen Thorn des 62 Jahres geschickt usw., von denen leider nur ein Bruchstück „Adsertio I“ erhalten ist.

Gesandten etwa trotzdem dahin zielende Versprechungen gemacht hätten, Bodenstein gerade durch seine Schrift die Abmachungen zuerst gebrochen hätte.

Als bald schickten nun die Thorner die sämtlichen zwischen ihnen und Bodenstein gewechselten Schriften an eine Reihe auswärtiger Theologen und Kirchen ein, um deren Gutachten einzuholen. Von den eingelaufenen Gutachten ist uns nur ein solches der Magdeburger vom 30. September 1562 erhalten. Dieses ist von Matthäus Judex abgefaßt und von ihm zugleich im Namen und Auftrage des Johannes Wigand unterzeichnet, während Tilemann Heshus ihm noch eine längere persönliche Nachschrift anfügt und es dann gleichfalls unterzeichnet. Sicher sind außerdem noch Gutachten der Rostocker und Braunschweiger eingelaufen, die uns aber nicht bekannt sind<sup>1)</sup>.

Judex und Wigand teilen ihr Gutachten in vier Kapitel ein: Es handelt sich für sie

1. um die Tatsache, daß Bodenstein mit dem katholischen Pfarrer verhandelt und, um die Auspendung des Abendmahls sub utraque in der Pfarrkirche zu erreichen, vieles zugelassen habe, was wider die Frömmigkeit streite, gegen eine Abendmahlsfeier in St. Georg aber sich gesträubt habe;

2. um die Ermahnungen der Thorner Geistlichen, ob sie recht oder unrecht gehandelt haben, auf die Sätze Bodensteins so zu antworten, wie sie es getan;

3. um die Art, wie Bodenstein diese Ermahnungen aufgenommen habe und ob er recht getan, dieselben von der Kanzel aus zu widerlegen;

4. ob die Thorner mit Recht wegen ihres Schreibens der Ketzerei beschuldigt würden und ob in demselben überhaupt die Ketzereien enthalten seien, die Bodenstein darin finde.

Jene Verhandlung mit dem „päpstlichen Wolfe“ widerspreche dem Worte Gottes und der Pflicht eines treuen und standhaften Hirten, denn er habe die rechtmäßig eingefetzte Abendmahlsfeier auf dessen Veranlassung verworfen wie ein Niekling (Joh. 10) und ein Zerstörer dessen, was er erbaut (Gal. 2). Er habe die Abendmahlsfeier des Thomas an St. Georg, die mit Zustimmung des Rates und der Gemeinde eingeführt war, gehindert und die Leute von ihr zurückgeschreckt mit großem Argerniß, entgegen dem Worte: Wehe dem Menschen, durch welchen Argerniß kommt (Matth. 18). Er habe sich mit dem papistischen Pastor, dessen Berufung nicht gesetzmäßig und dessen Lehre nicht rein sei, verbunden gegen den Befehl Gottes, Matth. 7: Hütet euch vor den falschen Propheten, und 2. Cor. 6: Ziehet nicht am gleichen Joche mit den Ungläubigen und grüßet sie nicht. Auch habe er zu dessen betrügerisch eingeführter Kommunion seine Gemeindeglieder eingeladen, entgegen dem Wort: Hütet euch vor jeder Art des Bösen (1. Thess. 5) und habe von jenem Wolfe die Vollmacht zur Messe und die Form der Messe erbeten und angenommen, die papistische

<sup>1)</sup> Dem oben erwähnten Bruchstück der Assertiones von Bodenstein sind ebenfalls bruchstückweise noch „nützliche Scholien und Erklärungen Michael Hartings zu Magdeburg“ angehängt, die oben in der Darstellung der tatsächlichen Vorgänge benutzt sind. Durch ihren massiven Ton stechen sie stark von jenen schon recht scharfen Urteilen ab.

Messe gebilligt und habe dadurch falsches Zeugnis abgelegt. Seine Schäflein, die das Abendmahl begehrten, habe er an jenen Wolf verwiesen<sup>1)</sup> und habe jenen Wolf zum Richter gesetzt zwischen ihm und seinem Kollegen Thomas, entgegen dem Befehl Paulus, 1. Cor. 6. Das alles habe er getan, um selbst die Kommunion sub utraque in der Pfarrkirche zu erhalten gegen die Regel, daß man nicht das Böse tun solle, um das Gute zu erreichen (Römer 3).

In diesen Dingen habe Bodenstein ungefähr dasselbe getan, was die Adiaphoristen in Leipzig angestellt hätten, wo jene auch Vereinigungen mit dem Antichrist in der Lehre und den Zeremonien eingegangen wären zu dem guten Zwecke, daß sie nicht durch ein freies und standhaftes Bekenntnis die ganze Religion und den öffentlichen Frieden in Gefahr brächten. Darum verurteilten bereits alle jene Zensuren der sächsischen und anderen Kirchen gegen die Adiaphoristen auch die Vereinbarungen Bodensteins mit einem Gliede des Antichrist.

Betreffend den zweiten Punkt sagt das Gutachten, daß die Thorner nicht nur das Recht, sondern die brüderliche Pflicht gehabt hätten, den irrenden Bruder zurechtzuweisen. Ja, sie hätten sich nicht einmal auf ein Privatschreiben zu beschränken brauchen, sondern hätten nicht nur Bodenstein, sondern die ganze Marienburoer Gemeinde durch eine öffentliche Schrift an ihr Bekenntnis mahnen dürfen.

Daß drittens Bodenstein jene private Mahnung zum Gegenstand einer öffentlichen Abwehr von der Kanzel gemacht habe, billigen sie ganz und gar nicht und sehen darin ein Zeichen der Unbrüderlichkeit und der Undankbarkeit. Daß er aber die Thorner der Häresie anklage, sei fast eine Raserei zu nennen und widerstrebe dem siebenten Gebot sowohl, wie dem von Christo, Matth. 18 eingeschickten Strafverfahren und dem Gebote Pauli, 1. Tim. 6: Tue nichts nach der Neigung deines Herzens.

Bezüglich des vierten Punktes erklären sie, die von Bodenstein den Thornern voraeworfenen Irrtümer in deren Schriften nicht gefunden zu haben. Jener habe die Irrtümer vielmehr durch willkürlich gezogene Folgerungen in diese hineingelegt.

Tilemann Heshus folgt in seinem dem Gutachten der beiden andern angehängten Spezialvotum ebenfalls der oben angegebenen Teilung. Auch er sieht in der Vereinigung mit dem katholischen Pfarrer eine schwere Schuld. Da dieser erste Teil seines Schreibens noch einiges Licht auf die Art der getroffenen Vereinbarungen zu werfen geeignet ist, so mag er hier etwas ausführlicher mitgeteilt werden: „Es ist offenbar“, sagt er, „daß Mag. Antonius mit schwerer Verletzung seines Gewissens und großem Schaden der Kirche ein Abkommen mit dem von papistischen Irrtümern erfüllten Pastor, dem Götzdiener getroffen habe, der gegen den Willen der Kirche mit Gewalt eingedrungen sei.

<sup>1)</sup> Hiernach scheint es, als ob Bodenstein mit Lasinski eine Art Simultaneum eingeführt habe zugleich mit der Verabredung, keine Propaganda zu machen, sondern die Gemeindeglieder je nach ihrer bisherigen Konfession einander zuzuweisen.

Diese Vereinigung kann nicht anders beurteilt werden, denn als eine Vermischung mit den Feinden Christi und ein schimpflicher Abfall von der Wahrheit. Denn für einen Wolf, nicht für einen Hirten hätte er jenen Götzendiener halten müssen. Und er hätte nicht allein die Gemeinschaft mit ihm fliehen, sondern auch öffentlich seine Schäflein warnen müssen, daß sie sich vor einem solchen Dieb und Räuber vorsichtig hüten sollten. Da war Gelegenheit zum Bekenntnis und deshalb hätte dem Götzendiener zu Liebe nicht ein Wörtchen geändert werden dürfen, damit seine Zuhörer um so deutlicher den Unterschied zwischen dem papistischen Haufen und der heiligen Kirche Christi merken, und es wäre vernünftiger gewesen, in jedem irgendwie geeigneten kirchlichen Ort das heilige Abendmahl zu feiern, als unter dem Schein des Abfalls, zum Argerniß der Schwachen, dem Götzendiener zu Liebe in der von den Papisten besetzten Kirche, unter Änderung des gewohnten Gebrauches sich im Confessiondienst selbst den offenbaren Feinden in irgendeiner Weise gleichzustellen. Deshalb hat Antonius gar übel gehandelt, wenn er die Art seiner Rede nach Gutdünken des Wolfes in seinen öffentlichen Predigten änderte gegen des Paulus Gebot. Schwer hat er sich versündigt, wenn er duldete, daß ihm die Form der Zeremonien von einem Gliede des Antichrist vorgeschrieben wurde, und wenn er jenen götzendienerischen Wolf und Sklaven des Antichrist als einen Pastor anerkennt und nicht allein von ihm die Erlaubnis zur Verwaltung der Sakramente erbittet, sondern auch durch seine Stimme die gottlosen Ansprüche jenes Götzdieners unterstützt und sie in Gemeinschaft mit jenem Tyrannen gegen andere Pastoren durchsetzt<sup>1)</sup>. Am meisten aber sündigt er dadurch, daß er dieses sein Einverständnis mit jenem als berechtigt verteidigt und in gottlosem Irrtum nicht Bedenken trägt, zu behaupten, daß die Papisten, offenbare Feinde des Evangeliums, Glieder der Kirche seien, daß man den Anhängern des Römischen Antichrist mit gutem Gewissen Gehorsam leisten dürfe, daß der römische Papst und die götzendienerischen Priester im geschäftigen Dienst am Evangelium seien und daß man von ihnen die Sakramente erbitten dürfe. Dieser ganze Wahnsinn zeigt genug, daß Antonius nicht nur aus Leidenschaft, sondern aus Haß gegen die Wahrheit vom rechten Wege abgedrängt werde; darum wäre es das beste, wenn noch irgendeine Hoffnung besteht, daß er zur Besinnung kommen könnte, daß er von Gott Vergebung für diese Schuld erbäte und das Argerniß aus der Kirche entfernte.“

Über die anderen Punkte urteilt Heshus ganz ähnlich wie Juder und Wigand. Auch er spricht den Thorner Geistlichen das Recht zu, Bodenstein, wie sie es getan haben, zu ermahnen, auch er tadelt die Art, wie Bodenstein diese Ermahnung aufgenommen habe und ebenso wie jene erklärt auch er, in den Schriften der Thorner die von Bodenstein ihnen vorgeworfenen Irrtümer nicht finden zu können.

<sup>1)</sup> Danach scheint Bodenstein auf Thomas Blafius einen Druck in der Richtung ausgeübt zu haben, daß er sich den Vereinbarungen mit Lasinsky anschließen sollte.

Diese Urteile namhafter Theologen waren wohl geeignet, Bodensteins Stellung zu erschweren, und man wird zugestehen müssen, daß nach dem, was wir daraus Näheres über die Tathachen erfahren, seine Verabredungen mit dem katholischen Pfarrer nicht unbedenklich waren, wenn sie vielleicht auch aus der ganzen Situation, in der sich die evangelische Kirche in Marienburg befand, erklärlich sein mögen. Auch hatten die Magdeburger ganz recht, wenn sie in jenen Abmachungen den Geist des Leipziger Interims wieder aufleben sahen. Es war wirklich derselbe Gedanke, der dort wie hier wirkte, daß das Bekenntnis und der Glaube nicht von den äußeren Formen des Gottesdienstes abhängig sei und daß man in diesen vieles nachgeben könne, ohne sein Bekenntnis zu verleugnen. Man darf nur nicht übersehen, daß die evangelische Kirche in Marienburg eines Rechtsgrundes für ihren Bestand noch völlig entbehrte und daß unter diesen Umständen auf der Seite des katholischen Pfarrers solche Abmachungen tatsächlich ein bedeutendes Zugeständnis waren. Deshalb mochte Bodenstein und mit ihm auch der Marienburger Rat, der jetzt offenbar zu ihm hielt, das Erreichte noch nicht aufgeben. Bodenstein griff aufs neue zur Feder. Ihm war ein Brief an Dr. Plakotomus<sup>1)</sup> in Danzig zu Gesicht gekommen, sowie ein Lied, die beide seine Angelegenheit betrafen. Das veranlaßte ihn, eine neue Streifschrift zu schreiben, die den Titel „Phosphorus“ trug und gegen Benedikt Morgenstern gerichtet war, in dem er offenbar den Verfasser jenes Briefes und vielleicht auch des Liedes vermutete. Dann aber schrieb er wohl auf Veranlassung des Marienburger Rates, wie dieser selbst, an den Thorner Rat, um durch ihn auf die Thorner Geistlichen einzuwirken. Er erklärte, die Urteile der Kirchen nicht annehmen zu können, da sie auf einseitige Darstellung der Thorner sich gründeten, wobei er die Vermutung aussprach, daß diese die Akten zu ihren Gunsten zurecht gemacht hätten. Deshalb wolle er die Angelegenheit einem ordentlichen und unparteiischen Urteil unterworfen wissen. Wollten seine Gegner das nicht, so sollte die Sache durch Stillschweigen und gegenseitige Amnestie abgetan sein. In ähnlichem Sinne wird auch das Schreiben des Marienburger Rates abgefaßt gewesen sein<sup>2)</sup>.

Der Thorner Rat legte beide Schreiben seinen Geistlichen vor, die nun unterm 3. Mai 1563 auf beide in einem langen Schriftstück entgegneten. Diese Antwort, die in ihrer Massigkeit und Rücksichtslosigkeit ein charakteristisches Beispiel für die Art der Polemik jener Zeit ist, dabei aber auch eine

<sup>1)</sup> Johannes Brettschneider (Plakotomus) aus Männerstadt in Franken, Schüler Wittenbergs, war von 1545 an Professor der Medizin in Königsberg, seit 1555 Physikus in Danzig, wo er am 6. Mai 1577 starb. Er war vielfach in die kirchlichen Streitigkeiten seiner Zeit verwickelt. Tschackert, Urkundenbuch etc. Stellen i. Register; Schnaase, Johann Plakotomus, Danzig 1865; Freytag, Preußen in Wittenberg, S. 89.

<sup>2)</sup> Es ist mir nicht gelungen, diese Schrift, die wohl nicht im Druck erschienen ist, aufzutreiben. Auch jener Brief ist wohl nicht mehr vorhanden. Morgenstern wird auch sonst in der Polemik jener Zeit als Phosphorus bezeichnet, ebenso gelegentlich schon sein Vater und sein Bruder. Vgl. Tschackert, Urkundenbuch Nr. 1162 u. 2100.

ganze Menge tatsächlichen Materials enthält, möge hier als Ganzes folgen<sup>1)</sup>. Sie lautet:

„Ehrbare, namhaftige wohlweise Herren.

Auf beider Schreiben, nämlich eines Ehrbaren Rates zu Marienburg und Anthonii ihres Predigers ist unsere endliche und beruheliche Antwort, daß Zittern vor dem Galgen nicht helfe. Gott hat Antonium ergriffen im Werk seiner Hände und durch den Heiligen Geist und sein Urteil und Erkenntnis als einen Schänder, Lasterer und Verkehrter unserer Schrift und Namens und als einen Apostaten, Mamelucke, Abtrünnigen und Heuchler gezeichnet, beider seiner Tat und Handlung und wegen seiner verführerischen Lehre, die er wider uns als ein Teufels-Apostel zu großem Argernis der Kirchen und Verwirrung vieler gewissen gestritten und hin und wieder in seinen Lasterkarten wider sein gewissen (wo er noch eins hat) ausgestreuet. Und ob er wohl einem Ehrbaren Rat daselbst eine wächserne Nase drehen und einen strohernern Bart flechten will, als sollte die Sache zwischen uns und ihm viel anders verlaufen, und sonst viel Hundehaar eintragen will, findet er doch das Urteil des Heiligen Geistes in seinem Herzen und Gewissen, obschon Mund und Feder nein saget und sich trotzig stellt. Und da ers im Fall noch zur Zeit, weil ihm der Gnaden Thüre offen steht, nicht fühlte und zu seinem Verderben das Fühlen in seinem Gewissen erstorben wäre, darüber er zuvor geklagt und ihm so lange beim Handel gewesen, daß er hätte verzweifeln mögen, soll sich doch (wills Gott) wol finden, wenn er die Hand des rechten Richters ergreifen wird, und der Frevel auf seinen Schädel fallen, dahin ers in seinem Briefe, wiewohl mit zaghaftigem und widerspenstigem Herzen, sehet. Nicht minder und in mittlerer Zeit wollen wir ihn nach dem Urteil der Kirchen und der Lehre St. Pauli (einen kezerischen Menschen meide, wenn er einmal und abermal vermanet ist) halten, dafür er zu halten stehet und sollen alle seine Lasterung, Schmach und Schandwort, damit er uns als Kezer, Sakramentschänder, Aufrührer, Schelmen und Böfewicht etc. verleumdet hat, auf seinen Kopf fallen und soll ihm solches weder die Weichsel oder die Nogat<sup>2)</sup> zu ewigen Zeiten nicht abwaschen, er tue denn Buße.“

Sie erklären dann, wenn er die Urteile der Kirchen verwerfe, so geschehe das wohl nur, um seiner bösen Sache zu helfen, denn sie glauben gern, daß er keinen Baum finden werde, an dem er hängen möchte. Sie könnten es wohl leiden, daß nicht nur die von Rostock, Magdeburg oder Braunschweig, zu denen sie sich mit aufrichtigem Herzen bekenneten, sondern auch alle andern der augsburgischen Konfession zugehörten Kirchen über ihre Schriften urteilen. Den Vorwurf aber, als hätten sie die Akten zurechtgemacht und zu ihren Gunsten zugestuft, lehnen sie mit Entrüstung ab, wollen aber auch nicht dulden, daß nun etwa Bodenstein die Akten nach seinem Willen zurichten dürfe. Sie erklären dann ferner, daß Bodenstein's Vorgeben, als sei durch das Einholen der Gut-

<sup>1)</sup> Danziger Stadtbibl. Ms. 1247 fol. 88 ff. Da uns nur eine Abschrift vorliegt, habe ich die Orthographie nicht beibehalten.

<sup>2)</sup> Die beiden Flüsse, an denen Thorn und Marienburg liegen.

achten der Kirchen eine Friedensabmachung vom 13. Mai 1562 gebrochen worden, falsch sei, weil solche nie abgeschlossen sei, wie schon oben auf Grund dieses Briefes dargelegt ist. Ebenso erklären sie die Gründe, die er für die Abfassung seines „Bosphorus“ angibt, für eitel Lüge. Dann fahren sie fort:

„Es muß sührwahr ein besonderer Teufel sein, damit Antonius geritten und getrieben wird, der ihn so toll und thöricht macht, daß er alle Leute für Talen<sup>1)</sup> und Enten hält, meinend, wenn er ein Ding nur anmäulet und ihm selbst eine Stinction (sollten sagen Distinction) tut, ob sie gleich wider sich selbst ist, daß es von Stund an andere Leute glauben und damit sich verblenden lassen müssen. Er bekennt, daß das Urtheil von Rostock genug specifiert und recht sei in casu simulationis, der Heuchelei und Argernis, welcher casus ihn nicht angehe, aber nicht in casu obsequii, im Abfall und Gehorsam (welchen er aus seiner neuen grammatica Geduld, Liebe und Freiheit nennet) und ihn allein angehe.

Hier berufen wir uns auf aller Menschen Wiß und Vernunft, welches unter den beiden mehr sei, den verstockten Feinden heucheln und sich stellen als sei man ihnen gehorsam, oder ganz und gar abfallen und öffentlich Gehorsam leisten.

Daß aber der Obsequist Liebe und Freiheit daraus machen will, wird er vielleicht aus dem Evangelium St. Terentii gelesen haben, da er spricht, obsequium amicos, veritas odium parit<sup>2)</sup>, und lange nicht aus dem Evangelium Jesu Christi, der das Widerspiel lehret Matth. 7, Tit. 3, 2. Joh. 1, Apof. 18, Ps. 62 und 139, Jer. 15. Aber wer hier sehen kann, siehet wohl, worum es Antonius zu tun ist. Er fühlet wohl, daß er wider solches Urtheil nichts auch nur zum Schein aufbringen kann, und keine Exception bei vernünftigen Leuten dawider gelten will, weil die Personen gar zu unparteiisch, untadelhaftig und bei allen Kirchen der Augsburgischen Konfession in großem Ansehen, derhalben gedenkt er die Leute mit dunkeln Worten zu bezaubern und dem Urtheil eine andere Nase zu machen. Dichtet, es rede von andern Fällen und nicht von seinen Sachen, als wären die von Rostock blind und aller Sinne beraubt gewesen, daß sie Antonii Acta Irrtums- und Lästerschrift weder lesen noch verstehen konnten, da sie es gleich ihnen fürgenommen heften und urtheilten von Knoblauch, während Antonius von Zwiebeln rede.“

Schließlich erklären sie, um ihre überflüssige Liebe zu beweisen, sich bereit, vor einer von den beiderseitigen Obrigkeiten zu ernennenden Kommission „ohne Erbitterung und Galle“ seinem Erbieten nach den Handel zu besprechen, wo sie ihn dann durch Gottes Wort und die Schriften Luthers gewaltiglich zu widerlegen gedächten, „ob ihm Gott dadurch Gnade erzeigen wollte, daß er von den Stricken des Teufels nüchtern würde und ihn uns und unserm Gebete schenke.“

Vielleicht aber, so meinen sie, ist er gar nicht so verblendet, sondern schäme sich nur das „peccavi“ zu sprechen. So mahnen sie ihn zur Buße, da nach der langen Dauer des Streites von einer einfachen Amnestie nicht die Rede sein

<sup>1)</sup> Talen = Dohlen. Vgl. Frischbier, Preussisches Wörterbuch I 129.

<sup>2)</sup> Terentius, Andria I, 1 v. 41.

könne, zumal er selbst früher solche Gedanken abgelehnt und gefordert habe, daß die, die öffentlich gesündigt, auch öffentlich Buße tun müßten. „Er schäme sich auch nicht in der Buße, gebe seinem Gott die Ehre, so wird er uns und allen Christen lieb und den Engeln im Himmel ein angenehmer Gast.“

„Zweifeln auch nicht“, so heißt es dann schließlich weiter, „wo ein Erbarer Rat zu Marienburg bei den klaren und hellen Urteilen der Kirchen beruhen wird (wie ihre Weisheiten schuldig sind, die Kirchen zu hören, Matth. 18) und keine Entschuldigung, Mäntelung oder retorsion wider die helle Wahrheit wird hören wollen, wird sich Antonius bald weisen lassen, denn er doch schon auf nichts mehr siehet als auf Menschen, die er bei der Nase seines Gefallens herumzuführen vermeint.“

Geschieht dies nicht zum allerersten von Dato dieses, so werden uns der Kirchen Urteile, dem Rat der Rostockischen Kirche nach, nicht allein bei allen frommen Christen, sondern auch bei denen, die unser aller Herren sind, von aller Auflage und Lästerung Antonii, deren er sich noch in jeziger Schrift nicht enthält, leichtlich freien und entschuldigen. Denn wir doch sonst mit der injuria criminalis nirgend hin wissen, auf daß auch dieselbigen sehen, was man für Leute im Kirchenregiment hat. Dies haben wir Euer Weisheiten auf beider Schreiben zugleich zur endlichen Antwort nicht gewußt zu verhalten, die wir hiermit dem Schuß des Allerhöchsten treulich befehlen. Bitten, sie wollen solches einem Erbaren Rat daselbst widerum insinuiieren. Geben zu Thorn, den 3. Mai Anno 1563.“

Leider wissen wir nicht, ob damit der Streit beendigt war, oder ob es noch zu jener Disputation, zu der sich beide Teile bereit erklärt hatten, gekommen ist. Es scheint fast, als ob dieser kleine adiaphoristische Streit, den damit auch Preußen gehabt hatte, schließlich im Sande verlaufen ist. Jedenfalls blieb Bodenstein im Amte, und es begann nun für ihn ein Jahrzehnt stillen friedlicheren Arbeitens, dem auch der Erfolg nicht versagt blieb.

Das dürfte ein Beweis dafür sein, daß er das Vertrauen des Marienburger Rates nicht verloren hatte, und daß dieser mit der Grundrichtung seiner Stellung in den kirchlichen Tagesfragen einverstanden war. Welches diese Richtung war, ging ja aus jenen Kämpfen deutlich genug hervor. Es war der Philippismus, der damals in den preußischen Städten immer mehr an Boden gewann. Hatte Bodenstein in der Neigung für die Böhmisches Brüder den Anknüpfungspunkt in seinem theologischen Denken gefunden, so in den besonderen kirchlichen Verhältnissen Marienburgs den Boden, auf dem er in kirchenpolitischer Hinsicht sich am ehesten auswirken konnte. So ist sein Andenken in der Überlieferung als das desjenigen Mannes bewahrt geblieben, der für längere Zeit der evangelischen Kirche ihren philippistischen Charakter aufgeprägt habe.

Daß Bodenstein in seinem Wirken durch die lutherischen Heißsporne ganz unbehelligt geblieben wäre, ist nicht anzunehmen. Es finden sich denn auch wirklich einige Spuren solcher gegen ihn gerichteten Tätigkeit. Der Mittelpunkt aller Mächenschaften scheint die dem Hause Morgensterns verwandte

Familie des Rektors Lazarus Hohensee gewesen zu sein und ein mit dieser befreundeter Geistlicher des Marienburger Werders, der Pfarrer Salomo Calachius zu Schönsee. Welche Parole für das Verhalten gegen Bodenstein in diesen Kreisen ausgegeben wurde, erfahren wir aus gelegentlichen Bemerkungen in Briefen, die zwischen den Beteiligten gewechselt wurden. So erwähnt Morgenstern in einem längeren Briefe vom 12. Oktober 1563, der sich mit Danziger Angelegenheiten beschäftigt, nebenher auch, daß er auf Grund der Worte Paulus, 2. Thessal. 3, geraten habe, Bodenstein zu meiden, weil Paulus befehle, daß man einem Bruder, der wider der Apostel Satzung handle, sich entziehen solle, damit er dadurch schamrot werde und Ursache bekomme, sich zu bessern<sup>1)</sup>. Und Calachius stellt einmal in einem Schreiben vom 27. März 1564 folgenden Grundsatz auf:

Man soll keinen Lehrer meiden, der rein lehret, ob er sonst gleich im Leben gefallen ist. Fällt er aber im Bekenntnis, so muß man ein Bekenntnis wider ihn tun, wie das gegen Bodenstein geschehen sei. Erkennet er sich nicht, sondern lehret daneben auch falsch, wie dieser, so muß man ihn meiden, wie den leidigen Teufel<sup>2)</sup>.

Wie eifrig man in jenem Kreise gegen Bodenstein arbeitete, geht endlich aus einem Briefe des Calachius vom 1. Mai 1564 hervor, worin es heißt: Ich bitte Dich, die Irrtümer Philipp Melanths in deutscher Sprache zu verzeichnen, damit ich sie Deinem Schwiegervater und Deinen Verwandten und ebenso andern Christgläubigen mitteilen kann gegen Antonius und die Wittenberger Magisterchen, die Luther verachten und Melanthon bis zu den Sternen erheben, damit sie es sehen und erröten, sich als seine Schüler zu rühmen<sup>3)</sup>.

Solche kleinen Nadelstiche vermochten jedoch nicht Bodensteins Tätigkeit wesentlich zu beeinflussen. Christoph Hartknoch sagt in seiner Preußischen Kirchenhistoria von ihm, er habe in Marienburg viele aus dem Rat auf seine Seite gebracht, daß sie gleichfalls den Philippismus beliebten, welches um so leichter zu Wege zu bringen war, weil in den benachbarten Städten Danzig und Elbing der Philippismus allmählich sich hervortraf<sup>4)</sup>. Dabei behielt man aber das größere Ziel, nämlich das Recht freier Religionsübung zu erlangen, fest im Auge. 1566 richtete der Marienburger Rat eine Bittschrift an den König, in der er die Erlaubnis nachsuchte, das Abendmahl in lutherischer Weise in der Pfarrkirche zu feiern<sup>5)</sup>. Aber noch war die Zeit für die Sicherstellung der evangelischen Kirche nicht reif. Erst drei Jahre später auf dem Reichstage in Lublin ging die Hoffnung Marienburgs wie so mancher andern der kleinen preußischen Städte in Erfüllung. Dieser Reichstag, der der lange bewahrten Selbständigkeit des polnischen Preußen ein Ende machte und dieses zum Rang einer Pro-

1) Danzig. Stadtbibl. Ms. 1247 fol. 5 b.

2) Ebenda fol. 13.

3) Ebenda fol. 19 b. Wer diese Wittenberger „magisterculi“ sind, vermag ich nicht zu sagen.

4) Hartknoch, a. a. O. S. 1072.

5) Preuß. Archiv VI. Jahrg. 2. Bd. (1795) S. 475, Anm.).

vinz des polnischen Reiches herabdrückte, brachte vielen jener Städte das lang ersehnte Religionsprivilegium. Am 24. April 1569 wurde auch den Marienburgern ein solches zu teil<sup>1)</sup>. Nach diesem Privilegium verlieh der König der Stadt das Recht, an der Schule geeignete Lehrer anzustellen, sowie das Recht freier Predigt des Evangeliums nach der Lehre Christi und der Apostel in der Pfarrkirche, in derselben Weise, wie man sich ihrer bisher bedient habe und ferner bedienen solle. Auch wurde den Marienburgern gestattet, das Sakrament der Taufe in der Pfarrkirche zu feiern, während sie mit der Feier des Sakraments des Altars auf die St.-Georgskirche beschränkt blieben. Endlich erhielt der Rat der Stadt das Recht, Prediger, die zu diesem Dienste geschickt sind, fromme und gelehrte Leute, rein und lauter im Augsburgischen Bekenntnis und ohne allen Verdacht der Häresie, frei zu berufen und anzustellen und sie von den Bürgern besolden zu lassen.

Es war gewiß eine große Freude für Bodenstein, endlich die Gemeinde, an der er arbeitete, von dem Druck der Rechtsunsicherheit, unter dem sie bisher geseufzt, befreit zu sehen. Jetzt endlich war ihr die Bahn zu frischer Entfaltung frei gegeben worden. Zwar mußte sie die Pfarrkirche dauernd mit den Katholiken teilen und, da der König das Patronat über St. Johann besaß, so war es selbstverständlich, daß auch stets ein katholischer Pfarrer für die Kirche ernannt werden würde. Aber daneben war doch auch das Recht der Benutzung der Kirche durch die Evangelischen und das evangelische Predigtamt an ihr klar festgestellt. Eins freilich dämpfte wohl die Freude. Offenbar um der täglich zu feiernden Messe willen, war den Evangelischen die Abendmahlsfeier in der Pfarrkirche untersagt.

Nun aber zeigte es sich, daß Bodensteins und des Rates freundliches Verhältnis zu dem katholischen Pfarrer doch nicht ganz nutzlos geblieben war. Zwei Jahre später schloß der Rat mit diesem — es war noch Nikolaus Lafcinsky — einen Vertrag, nach welchem ihm die Kapelle auf dem Marien-turm auch zur Messe am Sabbath frei gegeben und ihm auch sein Anteil an den jährlichen Einkünften dieser Stelle gesichert wurde. Es war wohl der Ausdruck seiner Erkenntlichkeit dafür, wenn er stillschweigend duldete, daß fortan an den Wochentagen auch in der Pfarrkirche evangelische Abendmahlsfeiern stattfanden<sup>2)</sup>.

So durfte Bodenstein doch noch einen Erfolg seines Wirkens auch in der äußerlichen Stellung seiner Gemeinde erleben. Er hat sich dessen nicht lange gefreut. Schon im folgenden Jahre 1572 ist er gestorben. Nicht weiter als die einfache Tatsache ist uns überliefert, nicht einmal der Todestag ist bekannt<sup>3)</sup>. Ein reich bewegtes, abwechslungsvolles Leben ist noch vor dem Eintritt in das Greisenalter still zu Ende gegangen. Reich an Irrtümern und oft selbst verschuldeter Unruhe, war es doch das Leben eines frommen und treuen Dieners Gottes. Wir werden nicht vergessen dürfen, daß das, was wir über Boden-

<sup>1)</sup> Lengnich, Gesch. d. Preuß. Lande IV, S. 16 Anm.

<sup>2)</sup> Preuß. Archiv, a. a. D. S. 476 f.

<sup>3)</sup> Hartknoch, S. 1072. Zerneck, Thornische Chronik, S. 133.

stein hören, fast ausnahmslos Worte seiner Gegner sind, die nach der Sitte der Zeit im theologischen Kampfe auch die Person des anderen nicht schonen. Man hat den Eindruck, daß Bodenstein zwar kein starker Charakter, aber eine ernste, redlich sich mühende und ihrer Weitherzigkeit doch auch gewinnende Persönlichkeit gewesen ist. Er war gewiß keiner von denen, die ihrer Zeit den Stempel ihres Geistes aufgedrückt haben, aber er gehört zu den interessanteren unter den Erscheinungen, die das Reformationsjahrhundert in Preußen hervorgebracht hat.

Es bleibt uns noch übrig, einen kurzen Blick auf seine Familie zu werfen. Wir haben gehört, daß er im Jahre 1558 seine Gattin und seine beiden kleinen Söhne erwähnt. Das ist alles, was wir von seinem Familienleben wissen. Ob diese Kinder herangewachsen sind, ob sie in der Jugend starben, ob seine Gattin ihn überlebte, das alles sind Fragen, auf die uns die Überlieferung keine Antwort gibt. Zwar hat man geglaubt, wenigstens einen seiner Söhne noch weiter in seinem Leben verfolgen zu können. So schreibt noch Wernicke in seiner Geschichte Thorns: Sein Sohn Caspar Bodenstein schrieb unter andern eine Elegie: de resurrectione Christi, 1579, die er dem Thorner Rat dedizierte und ihm für vielfach genossene Wohlthaten dankte<sup>1)</sup>. Schon Praetorius war dieser Bodenstein bekannt. Er hatte ihn zuerst für einen Sohn unseres Antonius gehalten, aber seinen Irrtum später erkannt<sup>2)</sup>. Es gab nämlich in Thorn noch eine andere Familie Bodenstein, die wegen ihrer Beziehungen zu der Familie des Dr. Wilhelm Halkenhof, des Professors an der Leipziger Universität und Leibarztes des Hochmeisters Hans von Tiesen, dem diese und die Stadt Thorn eine noch heute bestehende bedeutende Stipendienstiftung verdankt, von Interesse ist. Halkenhof hatte eine Schwester Gertrud, die an Hans Graupner verheiratet war. Deren Tochter Anna war verheiratet mit dem Thorner Bürger Caspar Frieße und ihre Tochter Apollonia ehelichte um 1556 Hans Bodenstein, einen Thorner Bürger. Aus dieser Ehe gingen acht Kinder hervor, vier Söhne Michel, Caspar, Bartholomäus und Dietrich und vier Töchter Anna, Appollonia, Ursula und Magdalene. Caspar war der oben Genannte, der dem Räte 1579 sein Gedicht überreichte als Dank für seine Unterstützung auf der Schule und Universität. Auch sein Bruder Bartholomäus hat sich dem Studium gewidmet. Er bewirbt sich etwa im Jahre 1594 ebenfalls um das Halkenhoffsche Stipendium<sup>3)</sup>. Eine Tochter Caspar Bodensteins wird im Jahre 1605 aus dem Halkenhoffschen Testament mit 30 fl. zu ihrer Hochzeit ausgestattet<sup>4)</sup>.

Hier haben wir also eine Familie Bodenstein, die gleichzeitig mit Antonius Bodenstein in Thorn lebte. Ob jener Hans Bodenstein, der ihr Stammvater ist und um 1556 zuerst genannt wird, ein Verwandter unseres Bodenstein ist, läßt

<sup>1)</sup> Wernicke, Geschichte Thorns 1842, Bd. II, S. 21.

<sup>2)</sup> Praetorius, Thorner Presbyterologie, Handschrift der Thorner Gymnasialbibl. 1 K. fol. 25 S. 141.

<sup>3)</sup> Stadtarchiv Thorn XI, 8 fol. 80.

<sup>4)</sup> Praetorius, a. a. O.

sich nicht sagen, da wir in Folge des Verlustes der Bürgerbücher jener Zeit seine Heimat nicht wissen.

Auch in Posen lebte zu der Zeit, als Bodenstein dorthin kam, eine Familie gleichen Namens. Der dortige Bürger Konrad Bodenstein hatte fünf Söhne: Stanislaus (der seit Sommer 1541, also mit Antonius zugleich, in Wittenberg studierte), Johann, Peter, Konrad und Albert und drei Töchter, Katharina, verheiratet an den Buchhändler Johann Petreus, Margarete, Gattin des Valentin Theige und Ursula<sup>1)</sup>. Dieser Familie gehört wohl auch der Goldschmied Konrad Bodenstein an, der um 1600 in Posen lebt<sup>2)</sup>.

Auch hier bleibt es unentschieden, ob eine Verwandtschaft zwischen dieser Familie und unserm Antonius Bodenstein besteht. Möglich ist es, und es könnte vielleicht durch solche Familienbeziehungen sein Ruf sowohl nach Thorn als nach Posen erleichtert worden sein.



<sup>1)</sup> Mitteilung des Herrn Pfarrer D. Dr. Wotschke in Pratau.

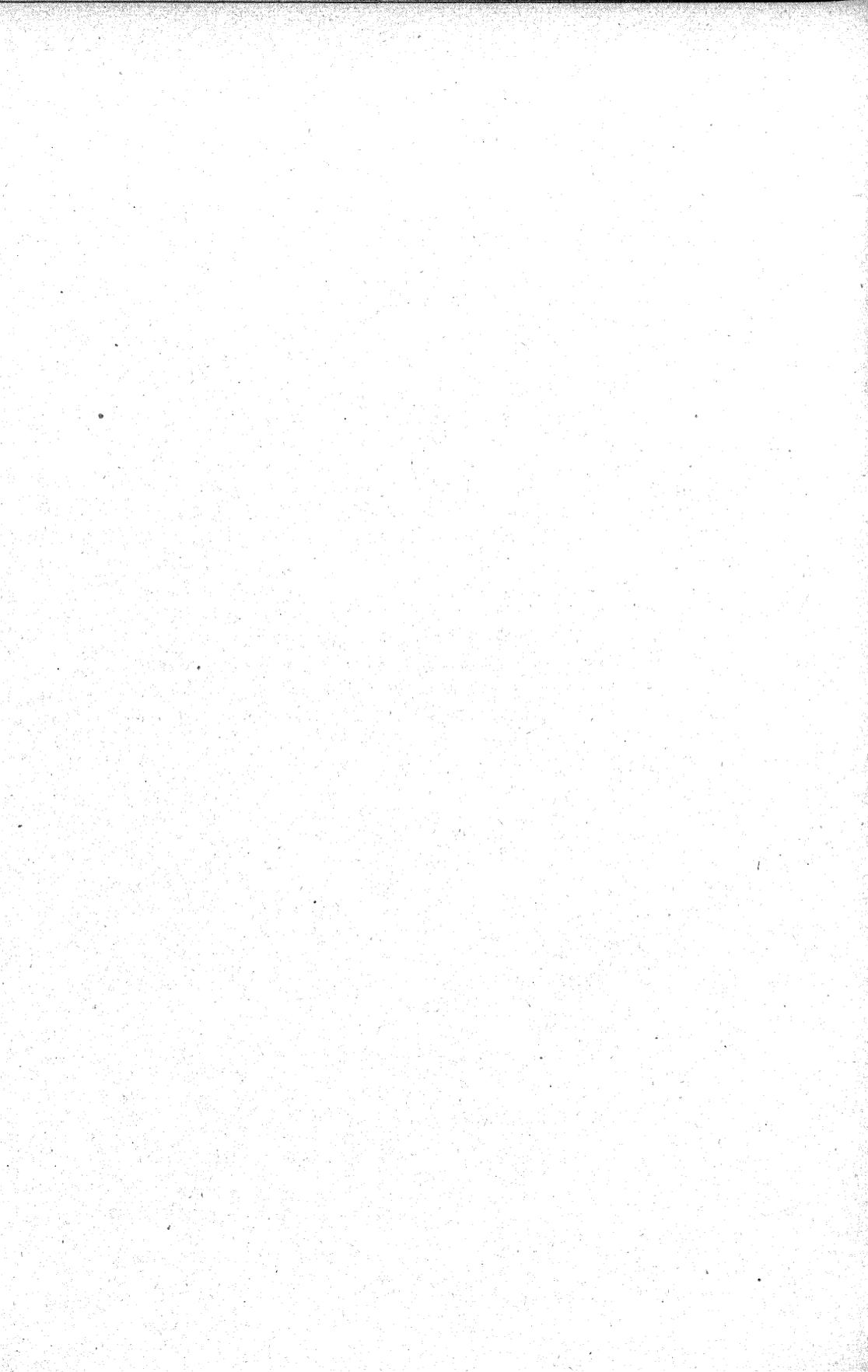
<sup>2)</sup> Zeitschrift der Gesellschaft für die Geschichte der Provinz Posen IX, S. 124.

# Der Name Danzig.

Von

Studienrat Paul Müller.

---



Die Herkunft des Namens Danzig — Gdansk hat seit dem Beginn der etymologischen Wissenschaft in Deutschland die Forscher beschäftigt, ohne daß es ihnen gelungen wäre, zu einem einwandfreien Ergebnis zu gelangen. Noch die Gelehrten, die in unseren Tagen sich über den Namen unserer Stadt geäußert haben, sind zu völlig von einander abweichenden Anschauungen gelangt. Czaplewski<sup>1)</sup> und Brückner<sup>2)</sup> leiten ihn aus dem Slawischen, Nadrowski<sup>3)</sup> aus dem Skythischen ab, Kahane<sup>4)</sup> hält Danzig für eine dänische Gründung, Kossinna<sup>5)</sup> und Lorenz<sup>6)</sup> bringen Gdansk zu sinus Codanus in Beziehung, Lorenz macht wahrscheinlich, daß eine ältere Form Rudanisku<sup>6)</sup> oder eher Gudanisku<sup>7)</sup> anzusetzen sei und die Ortsnamen auf — sk einen Gau bezeichnen, Rudnicki<sup>8)</sup> meint schließlich, daß die kaschubisch-polnischen Ortsnamen mit g(u)d von einem Personennamen herrühren und auf die Goten weisen. Ein Überblick über die verschiedenen Versuche, die auch in älterer Zeit gemacht worden sind, des Rätsels Lösung zu finden, mag künftigen Forschern vielleicht nicht unwillkommen sein.

Die lautliche Form des Namens. — Die älteste überlieferte Form des Namens Danzig findet sich in der aus dem 11. Jahrhundert stammenden Wolfenbüttler Handschrift der Vita Sancti Alberti des Canaparius. Für das Jahr 997 wird darin als Ausgangspunkt der preußischen Missionsreise Adalberts von Prag: Gyddanyz bezugt<sup>9)</sup>. Am 4. 4. 1148 bestätigt Papst Eugen III. dem Bischof Werner von Kujawien die Besitzrechte seiner Kirche im Burgbezirk Kdanzc<sup>10)</sup> mit Zehnten von Getreiden und Schiffen. In einer Urkunde aus Schwef vom 11. 11. 1198 wird eine Handelsstraße nach

1) Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu, Bd. IV (1919), S. 272—274 rec. Mitteilung des Westpr. Geschichtsvereins, Jrg. 18 (1919).

2) Archiv für slawische Philologie, Bd. 38 (1922), S. 44 ff.

3) Danziger Zeitung vom 23. 10. 1912 in der Beilage „Heimat und Welt“.

4) Kahane „Name, Wappen und Münzen der Freien- und Hansestadt Danzig“, Danzig 1919.

5) Kossinna „Die ethnologische Stellung der Ostgermanen“. Indogerm. Forschungen VII (1896). — Kossinna, „Das Weichselland — ein uralter Heimatboden der Germanen“. Danzig 1919, S. 24.

6) Lorenz, „Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins“, Heft 60.

7) Lorenz im literarischen Beiblatt des Dziennik Gdański vom 23. 3. 1923.

8) Rudnicki „Slavia Occidentalis“, Posen. Bd. I (1921), Bd. II (1922) p. 238.

9) Vergl. dazu die anderen Lesarten, wie danyz (glossa Guelf. S. XI), Guddanizc, Gidanic, Gnadac, Gydanic, Gdansk, Gdansk; f. S. G. Voigt „Der Missionsversuch Adalberts von Prag in Preußen“. Altpreußische Monatschrift 1901, Jrg. 38, 376 und Bleh, „Das älteste Danzig“, 1903, S. 23.

10) Vgl. Keyser „Die Entstehung von Danzig“ 1924 S. 22. S. 8—14, weist K. nach, daß Danzigs Name ursprünglich einen Gau bezeichnete.

Gdanſk erwähnt. A. 1209 heißt Meſtwinus „dei gracia princeps in Danz k“, a. 1220 Swantopolk „princeps de Gdaniz c“. Die deutſche Namensform Danczek erſcheint zum erſtenmal a. 1224: „Ego Swentopolk dei misericordia princeps in Danczek“. Nach der Urkunde, die Perlbach unter Nr. 33 anführt<sup>1)</sup>, herrſcht Swantepolcus in Gdanzk (1220—1227). Biſchof Michael von Kujawien nennt unter dem 29. 6. (1227) Swanthopolcum in Gdanſzk. Das Siegel der Stadt vom Jahre 1299 weiſt die Namensform Danzike auf, während das neue Siegel vom Jahre 1414 den Namen Danczek trägt; für das Siegel der Jungſtadt i. Jahre 1387 iſt die Form Gdanck gewählt worden<sup>2)</sup>. Am 16. 6. 1454 werden in derſelben Urkunde „Danczke“ und die im „Gdanczkischen“ Gebiet liegenden Dörfer erwähnt. Aus der Fülle der verſchiedenen Schreibweiſen des Namens der Stadt in Urkunden ſind außerdem bemerkenswert:

a) Gedanck (1268), Gedansk (1298), Gdanſk (Inagni 1299); — Gdanck (1178, 1238), Gdanck (1215, 1272, 1280), Gdanſk (1289); — Gdanck (1227, 1268, 1295), Gdanzk (1227, 1263, 1299), Gdanczk (1301, 1437); — Gdanczke (1267); — Danczek (1294), Gdanzech (1291).

b) Dancz (1303); — Dansk (1298), Danſk (1290), Danczk (1238, 1301), Danſk (1450); — Danſke (1292), Danzke (1292, 1304), Danczko (1457); — Danſig (1292), Danczik (1236, 1450), Danzigk (1341), Danſik (1268), Danzik (1309), Dancik (1309); — Danzich (1294), Danzch (1262), Danch (1310); — Danczke (1263, 1285), Danzceke (1272), Danzeke (1248).

c) Gdanensis caſtri (23. 4. 1224); in civitate Gedanensi (1236, 1301); a ponte Danensi (25. 10. 1247 u. 24. 11. 1248); caſtrum Danense (30. 7. 1253).

Die Silbe dan wird von allen wiedergegeben; ihr geht eine Lautgruppe ga voraus, die ſchon von den Kanzlern der pommerelliſchen Herzöge, — wie Rudnicki im einzelnen nachweiſt — nicht als weſentlicher Beſtandteil des Namens aufgefaßt wird. Der Haupttonſilbe dan folgt nun entweder ein s-Laut oder — sk (vergl. Gdanſk und Gdanck). Je nach der Zerdehnung der Lautgruppe wurde ein Vokal zwiſchen n und sk (Gdanſzk) oder zwiſchen ns und k hörbar (Danczik); trafen n und s eng zuſammen, ſo wurde der Übergangslaut t wahrgenommen (vergl. Gdanſk). Im Auslaut findet ſich zudem bisweilen e oder o [vergl. Gdanczke (1267) und Danczko (1457)].

Die Verſchiedenheit im Anlaut der Namen Danzig — Gdanck iſt alſo vom 12. Jahrhundert an gut beglaubigt. Brückner vergleicht dazu Warlin (Mecklenburg) = Tuardulin (1170), Lommaſch (10. u. 11. Jahrh.) = Olomaci, Roſzwein = Grozwin (Pommern).

Im Auslaut hat ſich Danzig aus Gdanck genau ſo entwickelt wie Puſzig = Puck, Belzig = Bielsko, Leipzig = Lipsko, Dolzig = Dolsko. Wenn Brückner jedoch von einer älteſten Form Gdancko ausgeht, die ſeit dem 17. Jahrhundert Gdanck ergeben habe, ſo ſtimmt dazu nicht recht die Über-

<sup>1)</sup> Vgl. Perlbach, Pommerelliſches Urkundenbuch, Danzig 1882.

<sup>2)</sup> Nach Blech a. a. O. S. 32.

lieferung des Namens im 12. und 13. Jahrhundert. Abgesehen von der ältesten Form *Gyddanyzc*, die Rudnicki für so slawisch hält, daß er aus ihr das Bestehen und Verschwinden der tonschwachen Vokale in der Mitte und im Auslaut polnisch-kaschubischer Wörter für die Zeit von 1000—1136 ableitet, die Brückner aber auf Grund der im Slawischen unmöglichen Schreibung von *dd* und *y* (= *i*) für den Halbvokal als durchaus unslawisch erkennt, beweisen die Formen *Kdanzc* (1148), *Gdanż* (1198), *Danzk* (1209), *Gdanizc* (1220), *Dancek* (1224), *Gdanzk* (1224), daß nicht erst im 17. Jahrhundert sich *Gdansk* aus *Gdansko* entwickelt hat. Die seit der Mitte des 13. Jahrhunderts auftauchenden Schreibungen auf *—ke* deuten eher auf niederdeutschen Einfluß als auf eine Entwicklung aus *Gdansko* [vergl. *Danzeke* (1248), *Danceke* (1263), *Gdanczke* (1267), *Danczeke* (1272), *Danzke* (1292)]. Die von Rudnicki für das Jahr 1180 angeführte Siegelinschrift „*Danzko*“ stammt aus einer Abschrift in *Długoss* Copie des Prozesses von 1422 in *Kurnik*; die Unechtheit der Urkunde vom 27. Dezember 1180 ist erwiesen<sup>1)</sup>. Neben den zahlreichen Zeugnissen für konsonantischen Auslaut in älterer Zeit machen die Belege für *Danczko* den Eindruck polonisierter Formen. Seit der ersten Erwähnung *Danzigs* in geschichtlichen Urkunden ist jedenfalls der Name der Stadt lautlich im wesentlichen der gleiche geblieben.

Die lautliche Analyse des Namens bedarf einer Ergänzung durch die Etymologie. Die Geschichte der Erforschung unseres Ortsnamens, zu der ich im folgenden einen Beitrag liefern will, und die Kritik der im 19. Jahrhundert ausgesprochenen Ansichten über seine Bedeutung werden zeigen, daß hier die Schwierigkeiten beginnen.

Die älteste Erklärung des Namens *Gdansk* — *Danzig* findet sich bei dem Humanisten *Conrad Celtis* in seinem Werk: *Conradi Celtis Protucii primi inter Germanos imperatoris manibus poete laureati Quatuor Libri Amorum secundum Quatuor Latera Germanie*. 1502. Am Schluß des ersten Buches finden sich in der fünften Elegie fol. XXIII des Exemplares der *Danziger Stadtbibliothek*, das *Direktor Günther*, *J. W. G.* 49,351, beschrieben hat und einst dem *Kaspar Schütz* gehörte, folgende Distichen:

Hic ubi praeclaro munita est prussia portu (sc. Vistula).  
 Urbibus et populis dives in orbe micans,  
 Quas inter claro Dantis cum lumine surgit,  
 Qualiter eois Phoebe resurgis aquis,  
 Sed quondam Gedonum Gothorum a nomine dictum  
 Hincque sinus Codanus nomina clarus habet.

Der von vaterländischer Begeisterung durchglühnte Dichter, dessen Elegien wohl einer Wiederauferstehung würdig wären, leitet den Namen *Dantis cum* = *Danzig*, in der älteren Form *Gedonum* vom Stamm der *Goten* ab und meint, daß von den *Goten* auch der Name der *Ostsee*, der von ihm viel

<sup>1)</sup> Vergl. *Perlbach*, *Pommerellisches Urkundenbuch*, *Danzig* 1882, S. 5 (Urkunde 7).

genannte *sinus Codanus*, herrühre. Wenn auch spätere den Zusammenhang zwischen dem Namen der Goten und dem des *sinus Codanus* leugnen, so werden einzeln die beiden Worte doch zur Erklärung des Namens Danzig bis in die jüngste Zeit herangezogen.

Nur zwei Zeilen widmet der Humanist, dessen Dichtung der gelehrten Beschreibung des deutschen Vaterlandes galt, der Erläuterung des Namens Danzig. Gründlich beschäftigt sich mit der Frage der große, aus einer Danziger Familie gebürtige Germanist, den noch Müllenhoff in seiner „Deutschen Alttertumskunde“ mit hoher Achtung nennt, Philipp Clüver in seinem Werk: *Philippi Cluverii Germaniae antiquae libri tres. Lugduni Batavorum. apud Ludovicum Elzevirum. Anno MDCXVI.* An verschiedenen Stellen seines großen Werkes, das in mehreren prächtigen Folianten die Danziger Stadtbibliothek besitzt, spricht er von der Herkunft des Namens und seiner Schreibung. Bei der Erörterung des altgermanischen Götterglaubens lib. 1 cap. 26, geht er von den verschiedenen Namen des Gottes Mercur aus, der bald Theut, bald Dan, bald Codan, bald Godan oder Gwodan von den Germanen genannt worden sei. Von Dan leiten die Dani und Danzig ihren Namen her, von Codan die Insel Sieland (*Melae Codanonia*) und der *sinus Codanus*, von Godan aber komme der Name seiner Vaterstadt in der Form, die die Slawen gebrauchen, *Gdansk & Gdansko* — „non tam Slavica quam mere Germanica formatione“, wie er lib. III, cap. 34 es betont. Nicht genug damit, daß er den Ursprung Danzigs vom ältesten Germanengott ableitet, Clüver will das Alter der Stadt auch aus der griechischen Überlieferung beweisen und hält sie für den ältesten Bernsteinfundort. Die Radaune ist ihm Eridanus, der Fluß, in den Phaeton vom Sonnenwagen gestürzt ist und in dessen Wogen die Tränen der Schwestern zu leuchtendem Bernstein erstarrten. Er glaubt, daß von ihm nach Herodots Darstellung der Bernstein nach Griechenland gebracht wurde, — „Probo id: primum ex situ, tum ex nomine“ — und erst Müllenhoff hat sich mit großem Aufwand von Gelehrsamkeit gegen diese Anschauung gewandt (D. A. 1,220), Clüver führt ferner Plinius 37, cap. 11, an, der erzählt, daß *Guttonen* im „aestuarium oceani Mentonomon nomine“ Bernstein gesammelt und ihren Nachbarn, den Teutonen, verkauft hätten<sup>1)</sup>. „Teutonos aliis non adpellationibus, sed dialectis tantum dictos fuisse Codanos, Godanos atque Danos“. Die Namensform *Godanske* findet er denn auch in „Gothiscanzia“ wieder, dem Ort der Weichselmündung, wo die skandinavischen Goten nach Jornandis Darstellung unter Führung ihres Königs Verich zuerst landeten. Durch Verdrehung sei der Name entstanden. Mindestens gehe also der Ursprung der Stadt auf die Zeiten des Kaisers Justinian zurück. Klar formuliert er seine Ansicht über die Etymologie des Namens „*Godanske*“, p. 141: „Ceterum non a gente Godanorum, sed ab contermino *sinu Godano* nomen hoc traxisse vicum, maxime credibile est“. Die Goten hätten zu weit entfernt gewohnt; aber als berüh-

<sup>1)</sup> Mentonomon wird jetzt auf die Emsmündung gedeutet. Vergl. Ludwig Schmidt, „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung“. I, 4 (1910).

festen Platz an der Ostsee zwischen der cimbrischen Halbinsel und dem Gebiet der Sarmaten könnte der Ort sehr wohl nach dem Namen der Bucht genannt worden sein. Clüver erörtert dann die Frage, welcher lateinische Name der Stadt gebühre. „Nomen oppidi, hoc nostro saeculo, Latine loquentibus varie profertur; aliis Dantiscum à vulgari vocabulo Dantzke, aliis Gythonium à veterum cultorum Gythorum nomine, aliis denique Gedanum: quod a Getis ac Danis, loci conditoribus, sic dictum esse, plurimis contendit Goropius argumentis. Certe omnino erit falsus. Ego oppidum adpellaverim antiquo illo, ex aeterni Dei cunctarum rerum conditoris nomine derivativo vocabulo Danium et variatis dialectis Codanium atque Godanium; si vero ultra variare liberet Theutonicum“. So bekräftigt in einer philologischen Untersuchung des lateinischen Namens seiner Vaterstadt der große Gelehrte seine innige Liebe zum Deutschtum Danzigs.

Übrigens prüft Clüver auch die deutsche Schreibung des Namens. Er stellt fest, daß im Deutschen s zu z verderbt worden sei; statt Danske schreibe man nun Danzke, Danzke und („corruptiusque et ut vulgo nunc scribitur“) Danzig.

Schon aus meiner kurzen Übersicht dürfte zu erkennen sein, daß Clüver gründlich zu Werke geht. Von seiner Gelehrsamkeit haben mehr als zwei Jahrhunderte gezehrt. In der Vorrede zu einem Auszug aus dem großen Werke Clüvers „Philippi Cluveri Germania Antiqua etc. Contracta opera Johannis Bunonis, Gvelferbyti 1663“ rühmt der Autor den Danzigern die Verdienste ihres Landsmanns gerade um die Erhellung des Namens ihrer Stadt.

Dem gelehrten lateinischen Werk Clüvers war eine deutsche „Historia rerum Prussicarum“ vorausgegangen, die Kaspar Schütz im Jahre 1599 herausgegeben hatte. Mit Behagen berichtet Kaspar Schütz die Geschichte von der Empörung der Fischer der Wike gegen ihren Tyrannen Hagel. Zwei Versionen kennt er, deren eine aus einem Buche der „Elbingschen Münche“ stammt. Beide stimmen darin überein, daß der Tyrann „im Danze“, d. h. bei einem Tanz erschlagen worden sei und, zu Tode getroffen, ausgerufen habe: „O tanz / tanz, wie hast Du mich verraten“. Danach, oder nach dem Namen eines wendischen Fürsten Danze, der Hagels Tochter Prechtka geheiratet habe, sei der Flecken genannt worden. „Von dieser Geschichte“, so fährt der würdige Stadtschreiber fort, „mag ein jeder halten, was ihn gut dünkt. Ich lasse es in seinen Wirden und Unwirden hinpasseieren; aber daß die Wike dergestalt von dem Danze den Namen sollte bekommen haben, könnte wohl bei vielen ein seltsames Ansehen haben, weil nicht vermutlich, daß bei Hageln oder seinen Untertanen als Wenden oder Kassuben dieses Ortes damals die deutsche Sprache in Gebrauch gewesen; wann nicht auch in der Slavonischen Sprache Danz gleich wie der deutsche Danz genennet wäre.“

Ganz sicher ist Kaspar Schütz seiner Sache aber wohl doch nicht; er bespricht noch andere Herleitungen, die uns mehr interessieren als das erste Märchen.

„Andere schreiben, daß ein fürnehmer Seeräuber Danuz, (ob ein Dehne von Geburt oder allein des Namens gewesen sei, wissen sie selbst nicht) in dieser Wike sich lange verhalten habe, dahin er seinen Raub geführt, daselbst partiert und gebeutet; davon Danzig gleich als Danens Wike oder sein Losament und Aufenthaltung von dem seefahrenden Mann genannt worden.“ „Etlliche meinen auch, welches so gar unglaublich nicht ist, daß diese Wike von den Dehnen ihren Namen bekommen, wie denn in ihrer Sprache Danzig der Dehnen Wik heißt, entweder daß die Fischer des Ortes im ersten Dehnen gewesen, oder daß die Dehnen mit ihren Schiffen diesen Ort erst aufgesucht oder auch sich daselbst gesaßt haben.“

Waldemarus Magnus, König in Dänemark, habe den ganzen Strich an der Seekante, Wenden, Mecklenburg, Pommern und Kassuben mit Heereskraft überzogen und an etlichen Orten bei der See Kolonien gegründet. Daß a. 997 Gyddanyz, lange vor Waldemar, bereits erwähnt ist, weiß Kaspar Schütz nicht. Jedenfalls wendet er sich nachdrücklich gegen die Legende, als sei Danzig zusammen mit Wismar von einem Polenkönig Vissimirus aus dem Stamme des Lech als Burg für gefangene Dänen nach dem Sieg über den König Siuardus gegründet worden. Scharf bezeichnet er diese Geschichte, welche der Bischof vom Ermland Martinus Cromerus in seiner Historie von der Polen Geschichte schreibt und aus dem „Vapovio allegieret“ als „ein lauter Fabel und Gedicht“.

Gegen die Herleitung von der Dänenburg des Vissimirus, die nach Vapovius die Polen Cromerus, Sarnicius und der französische Historiker Thuanus annehmen und die noch heute nacherzählt wird, wendet sich gleichfalls Georg Reinhold Curicke. („Der Stadt Danzig historische Beschreibung“, Amsterdam und Danzig 1687.) Er glaubt ebenso wenig der haßerfüllten Erklärung Hennebergers, der den Namen Danzigs von der Tatsache herleitet, daß die Danziger „gern gesoffen und getanzt hätten“, „alldieweil auf diese Weise alle Fischer Wiken, ja fast alle Flecken und Städte würden Danzig heißen müssen.“ — Curicke verwirft die Herleitung des Kaspar Schütz von dem Tochtermann Hagels, namens Danke, als ein „bloß Fabelwerk“, weil vor Hagel und dessen Tochtermännern der Ort schon von Goten bewohnt worden sei. Der anderen Erklärung Schützens, die von der Tatsache ausgeht, daß der Däne Waldemar den Wendenfürsten Subislaus bezwungen und die Ostseeküste beherrscht habe, pflichtet er auch nicht bei. „Welche Meinung, ob sie schon mehr Scheins hat als alle andere, ist sie doch gleichwohl nicht also beschaffen, daß man vor gewiß den Ursprung des Namens dahero nehmen kann.“ Die allerbeste und gewisseste Herleitung sei von den Gothis. Dieser Ansicht seien nicht nur Carion, Andreas Althammer, Jodocus, Willichius und Cluverius, sondern auch Sarnicius, ein polnischer Historiker, der den Vers des Celsis anziehe: „Sed quondam etc.“, d. i. „den Namen hat Danzig erst von den Goten her und ist von ihnen auch Codan genannt das Meer.“ Im folgenden gibt Curicke nun unter Berufung auf des Jornandes Gothiscanzia genau dieselben Ausführungen wieder, die Clüver im Anfang des Jahrhunderts gemacht hatte. Er

schließt mit der Bemerkung, daß von den Dänen der Ursprung des Namens nicht herzunehmen sei, „alldieweil das Wort Dani oder Dänen nicht ein Primitivum, sondern ein Derivativum Vocabulum ist und die Dänen ebenso als Danzig ihren Namen von den Gothis erlangt haben“.

Auf Curicke und seine Gewährsmänner stützt sich auch des Thornischen Gymnasiums Professor M. Christophorus Hartknoch in seinem Werk: „Altes und Neues Preußen oder Preußischer Historien zwei Teile, Frankfurt u. Leipzig, bei Martin Hallervorden, Buchhändlern in Königsberg. Anno 1684.“ Er ist kritisch. Er glaubt nicht der mit vielen Fabeln angefüllten Chronik der Mönche in Elbing. Er weiß, daß Gedanum oder Gdansk älter als Hagel ist und daß man allenfalls Danzig, nimmermehr aber Gedanum und Gdansk vom Tanze ableiten kann. Von Waldemars Kriegen wisse der Zeitgenosse Vincentius Kadlubko ebenso wenig wie die alten dänischen Skribenten, „wie Isacius Pontanus“ ausdrücklich melde. „Hernach, wenn gleich das Wort Danzig und Dantiscum von den Dänen herkäme, so bleibt doch noch die Frage, woher das Wort Gedanum herfließe“. Hartknoch schließt sich daher unter Berufung auf den bekannten Vers des Conradus Celtis der Auffassung an, daß die Goten einstmals an der Stelle Danzigs gesessen hätten und von ihnen der Name herrühre. Sorgsam registriert er als Zeugen für seine Ausführungen Phil. Clüver, den Tacitus-Kommentar des Jodocus Willichius und Gerh. Joh. Vossius, lib. 1 „de idolatria“, cap. 27.

Ob auf Clüver auch zum Teil die seiner Zeit viel angestaunte Gelehrsamkeit des Danziger Ratsherrn U p h a g e n in seinen „Parerga historica“ (1782) zurückgeht, deren noch S i m s o n wenigstens mit einem kurzen Wort gedenkt, die aber eifrig von G r a l a t h in seinem „Versuch einer Geschichte Danzigs“ 1789 und von L ö s c h i n in der „Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit“ 1822 benützt worden sind, vermag ich nicht zu sagen. Jedenfalls gehen diese Historiker des ausgehenden 18. Jahrhunderts nicht in philologischem Sinne an die Erklärung des Namens Danzig heran. Ihnen ist wie Clüver Eridanus, der Bernsteinstrom, die Radaune. Hesiod kenne sie und Apollonius von Rhodos lasse die Argonauten bis an diese Pforten des schauerlichen Wohnsitzes der Nacht vordringen. Ihr Landungsort Hermiona an der Chrysothoa, dem „goldfarbigen“ Strom, wird mit Danzig identifiziert, da auch Radaune nach „orientalischer Etymologie“ Goldstrom heiße. Hela = Scyrings Heal wird zu Skurgon und Chetmno = Kulm wandelt sich zu der a. 644 von griechischen Flüchtlingen gegründeten Kolonie Gelonum. Etwas ängstlich gegenüber dieser Gelehrtenphantasie meint noch Krehlschmer in seiner „Geschichte der Zisterzienserabtei Oliva“: „Wir wollen es dahingestellt sein lassen“. Hatte Clüver Goten und Dänen von Skandinavien her in die Weichselgegend kommen lassen, so wird von Uphagen bis Löschin angenommen, das Gotenreich an der Donau sei durch den Perser Darius erschüttert worden. Die Goten seien um 500 v. Chr. aus dem Land Asien = Asgard, ins Land der Wanen = Wenden gezogen. Das Weichselgebiet wird zum Jötunheim, die Gotenheimat mithin zum mythischen Riesenland im Norden; die Weichsel wird zum Wids-

wil, die Radaune zum Urdar, an dem die Goten ein zweites Asgard: *G i ö t h e s c h a n t s*“ bauen, das von den Wenden *Gythonium*, vom Biographen *Adalberts* in seiner „böhmischen Mundart“ aber *Gidanic* genannt worden sei. „Durch Zusammenziehung eines dieser Namen oder vielleicht auch durch Verschmelzung beider entstand die nachher üblich gewordene polnische Benennung *Gdansk*“.

Antike und nordische Mythologie beherrschen in der Klopstockzeit die Geister und nehmen ihnen die Rüchternheit, die das spätere 19. Jahrhundert für sprachliche Untersuchungen gefordert hat. *Oralath* und *Löschin*, gestützt auf *Plinius*, *Pomponius Mela* und *Claudius Ptolomaeus* sowie auf *Jornandes* halten aber fest, daß der Name *Gedanum* von *Gothiscanzia* abzuleiten sei. Nur in einer Anmerkung auf S. 10 bringt *Löschin* zu den früheren Ableitungen einen neuen Hinweis. Er erwähnt, daß der Prediger *Mrongovius* den Namen *Danzigs* doch lieber von den Dänen herleite, „wofür auch die *Kaschubische* Aussprache dieses Namens, welche *Gdansk* laute, zu zeugen scheint“.

Als letzten in der Reihe der älteren Historiker, die sich gelegentlich mit der Herkunft des Namens *Danzigs* beschäftigt haben, möchte ich *Voigt* nennen. In seiner „Geschichte Preußens von den ältesten Zeiten bis zum Untergang der Ordensherrschaft“ (1827) meint er, daß bei *Jornandes* cap. 4 von der Gründung *Danzigs* die Rede sei. Mit Berufung auf *Hugo Grotius*, *Uphagen* (*Parerga* 462, 463) und *Cellarius* „*Germania antiqua*“ (p. 644) erklärt er den Namen *Gothiscanzia* als *Gotheschans* = *Gothorum castellum*, weist jedoch darauf hin, daß nach *Jornandes* erst der Verfasser der Lebensbeschreibung *St. Alberts* im Jahre 995 (sic!) *Danzig* unter dem Namen *Gidania* wieder erwähne. Die Ableitung von *sinus Codanus*, die *Clüver* so eifrig vertreten hat, scheint vergessen. Man hält sich an die Quellen; die alte Humanistendeutung, der *sinus Codanus* bezeichne die ganze Ostsee, wird angefochten und damit der Boden unterhöhlt, auf dem *Konrad Celtis* und *Clüver* bauten. *Voigt* sagt S. 44: „Unter dem *Codanischen* Meerbusen begreift *Plinius* so wenig wie *Mela* den ganzen Umfang der *Baltischen* See; vielmehr verstehen beide darunter nur den *Sund*, das jehige *Kattegatt* nebst dem großen und kleinen *Belt*“. Die Lehren *Uphagens* finden erst recht kein geneigtes Ohr mehr. Im „Handbuch der Geschichte Preußens bis zur Zeit der Reformation“, 3 Bände, *Königsberg* 1841 (S. 4), wird der deutliche Zweifel an der Gleichsetzung von *Eridanus* und *Radaune* ausgesprochen und gesagt: „Es ermangelt aller Begründung, daß das kühne Seevolk eine phönizische Kolonie in der Nähe der *Bernsteinküste*, auf *Hela* oder im alten *Kulm* gestiftet habe.“ Am gründlichsten rechnet *Müllenhoff* im ersten Band der „*Deutschen Altertumskunde*“ mit der Annahme alter phönizischer Seehandelsverbindungen nach unserer *Ostseeküste* ab (I, 218—229). Unter *Eridanus* könne nicht die *Radaune* verstanden werden, da das *Bernsteinland* der *Alten* bis zur zweiten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach *Christus* nicht die *Ost*-, sondern die *Nordseeküste* sei und der *Bernsteinmythus* mit dem *Phaetonmärchen* ins Land der untergehenden *Sonne* weise. Mit diesen Kritiken wird der Weg zu

nüchternen, sprachlichen Untersuchungen der Herkunft des Namens Danzigs wieder frei. Es beginnt die Forschung unserer Tage. Bei der in Zeitungen und Zeitschriften weithin zerstreuten Literatur erscheint es mir zweckmäßig, von der chronologischen zu einer mehr systematischen Darstellung überzugehen.

Vom Namen der Goten leitete Conrad Celtis die Bezeichnung der Stadt Gedomum — Gdansk und der Ostsee — sinus Codanus her. Bei Hartknoch „Altes und neues Preußen“ (1684) findet man eine irreführende Karte „Prussia vetus“, auf der die Puziger Bucht als Codanus bezeichnet ist. Kossinna (Indogerm. Forsch. VII, 1896), Lorenz in seinem ersten Aufsatz (Z. W. G. 60), Much (in Hoops Reallexikon) und Legowski<sup>1)</sup> in einer Besprechung der Lorenz'schen Vermutung haben in gleicher Weise noch neuerdings angenommen, daß der Name Gdansk mit Codanus zusammenhänge. Kossinna kommt auf seine Deutung durch den Vorschlag Karl Verners und Kuniks, die nach den slawischen Lautgesetzen Gdansk aus Kudanisku ableiten. Er liest nun statt Gothiscandza: Codiscana = Codaniska. Bewohner der Südwestküste von Schonen oder Seeland seien in die Gegend der Weichselmündung übergesiedelt und hätten dort den Ort Codaniska gegründet, „den die Goten bei ihrer Übersiedelung aus dem östlichen Teil Südschwedens bereits als Seehandelsort vorfanden“. In mehr populärer Darstellung nennt Kossinna in seinem 1919 erschienenen Werk „Das Weichselland — ein uralter Heimatboden der Germanen“, S. 24: „Danzig den Hauptort an der Danziger Bucht, als deren germanischen Namen uns Plinius Kodan (sinus Codanus) überliefert. Diesen Namen müssen die Wenden von den winzigen Resten zurückgebliebener Gepiden oder vielleicht von den östlichen Vidivariern noch genommen haben, wenn sie den Handelsort an der Weichselmündung danach mit der bei ihnen üblichen Ortsnamenendung — sk zunächst Kodansk, dann in der lautgesetzmäßig slawischen Weiterbildung Kdansk, endlich Gdansk nannten.“ Rein sprachlich sind die Ableitungen Kossinnas und Muchs, der sich ihm anschließt, ansechtbar. Nach Brückner setzt die Assimilierung von kd zu gd vielleicht erst im 13. Jahrhundert ein<sup>2)</sup>. Lorenz, der in seinem ersten Aufsatz eine Grundform Kudanisku für möglich hielt, läßt sie in seinem Artikel vom 23. 3. 23 zu Gunsten von Gudanisku fallen. Die Annahme, sinus Codanus bezeichne die Danziger Bucht, ist überhaupt irrig. Höchstens vermöchte man den Namen auf das Skager Rak oder Kattegatt zu deuten, wenn man an Plinius 4,96 denkt: (Müllenhoff IV, 499): „Mons Saevo ibi immensus nec Riphæis iugis minor immanem ad Cimbrorum usque promunturium efficit sinum qui Codanus vocatur, refertus insulis quarum clarissima est Scadinavia incomptæ magnitudinis“. Aus Pomponius Mela III, 3, 31 (vergl. Müllenhoff, D. U. I, 489) wird deutlich, daß es sich beim sinus Codanus um das Nordseegeflüde handelt, welches die Erscheinung von Ebbe und Flut aufweist. Durch den Hinweis Melas auf die Wohnsitze der Cimbern

<sup>1)</sup> Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu V. (1920).

<sup>2)</sup> Vergl. Rudnicki, „Slavia Occidentalis“ I, 170 ff. u. Brückner „Archiv für slawische Philologie, Bd. 38, S. 45.

und Teutonen wird jede Beziehung auf die Küste Preußens oder die Danziger Bucht unannehmbar. „Super Albim Codanus ingens sinus magnis parvisque insulis refertus est. Hac re mare quod gremio litorum accipitur, nusquam late patet, nec usquam mari simile, verum aquis passim interfluentibus ac saepe transgressis vagum atque diffusum facie amnium spargitur: qua litora attingit, ripis contentum insularum non longe distantibus, et ubique paene tantundem ut angustum et par freto, curvansque subinde se longo supercilio inflexum est; in eo sunt Cimbri et Teutones.“ III, 6, 54 spricht der alte Geograph von den Inseln in der Codanusbuch: „ex iis Codanovia quam adhuc Teutoni tenent“. III, 6, 55: „Quae Sarmatis adversa sunt, ob alternos accessus, recursusque pelagi et quod spatia quis distant, modo operiuntur undis, modo nuda sunt; alias insulae videntur, alias una et continens terra“. Mit Recht betont L. Schmidt<sup>1)</sup>, daß der sinus Codanus die Nordsee sei. Jedenfalls ist erst von den Humanisten der Name sinus Codanus auf die ganze Ostsee<sup>2)</sup> bezogen worden, während nach Ptolemaeus, auf den sich bei der Ablehnung des von Kossinna herangezogenen Etymons der Anonymus der Gazeta Gdańska vom 16. 10. 1919 stützt, im Norden Germaniens das Germanenmeer (2, 11, 1) und östlich der Weichsel das Sarmatenmeer mit der Wendenbucht (3, 5, 1) liegen<sup>3)</sup>. Aus der Schilderung der alten Geographen Mela und Plinius geht nicht hervor, daß sinus Codanus der Name für die Ostsee gewesen sei und nach ihm ein Gau an der Weichselmündung seinen Namen erhalten haben kann. Verständlich ist es, wenn Kopenhagen in der humanistischen Gelehrtensprache der Tschechen, Kroaten und Serben Rodanj genannt wird, doch hat die Lage des sinus Codanus mit Danzig und der Danziger Bucht nichts zu tun, und sein Name selbst ist nicht zu deuten (vergl. Lorenz, J. W. G. 60, 82).

Den älteren polnischen Schriftstellern lag nach dem Vorgang des Vapovius und Cromer nahe, in Gdansk den Volksnamen der Dänen wiederzufinden. Die Sage von der Gründung einer dänischen Gefangenenburg durch Vissimirus glaubt freilich schon Kaspar Schütz nicht mehr. Die Erinnerung an die Eroberung der Ostseeküste durch Waldemar II. im 13. Jahrhundert ist wiederum zu jung, denn schon 997 ist der Name der Stadt bezeugt. Lohmeyer in seiner „Geschichte von Ost- und Westpreußen“, Perthes, Gotha 1880, S. 39, weist die

<sup>1)</sup> Vergl. L. Schmidt, „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung“ (1910), Bd. I, 51.

<sup>2)</sup> Auf den Sund mit dem großen und kleinen Belt deutet ihn Voigt „Handbuch der Geschichte Preußens“, S. 34 und 44. Auf die Ostsee weist R. Much in Hoops Reallexikon, ebenso Kauffmann „Deutsche Altertumskunde“, S. 226. Kossinna (Indogerm. Forsch. VII, 285) muß gestehen: „Leider wird bei beiden Schriftstellern die Beschreibung der Gestade der Nord- und Ostsee in unheilbarer Verwirrung ineinander geschoben, so daß sich die Fülle von Inseln leicht auf die Nordsee beziehen könnte“. Er erkennt hier in der Schilderung des sinus Codanus den westlichen Teil der Ostsee.

<sup>3)</sup> Vergl. Müllenhoff, „Deutsche Altertumskunde“ IV. Bd. besorgt durch Max Roediger (1920) S. 498.

Annahme zurück, daß Danzig mit den Dänen etwas zu tun habe, da die Geschichte von einer Dänenkolonie nichts wisse. Auch Simson verneint jede Beziehung Danzigs zu den Dänen; die Dänen seien nur als Seeräuber bezeugt und hätten keine Kolonien gegründet. Die Ortsnamen in Mecklenburg und Vorpommern, die urkundlich nachweisbar vom Volksnamen der Dänen gebildet sind, begegnen erst im 13. und 14. Jahrhundert<sup>1)</sup>: Bei Eldena, dessen Mönche aus Dargun in Mecklenburg, einer Tochtergründung von Esrom auf Seeland, stammen, wird Wendisch Wieck und Dänisch Wieck (1285) unterschieden. Östlich Rostock wird a. 1247 ein Dänischenburg erwähnt. In einer Urkunde König Erichs von Dänemark wird a. 1317 „Danske borrig“ genannt. Trotz dieser späten Zeugnisse in Urkunden müssen früh folgenreiche Beziehungen zwischen Slaven und Dänen angenommen werden. Auch nimmt Svotopluku als ältesten germanischen entlehnten Namen mit —folk an<sup>2)</sup>. Im 10. Jahrhundert setzen die Beziehungen der pommerellischen Fürsten zu Dänemark dänische Einwirkungen voraus. Mieczyslaw I. verheiratete seine Tochter an einen dänischen König Sweno. Sie wurde die Mutter Knuts des Großen, der Pommern und Samland unter seine Herrschaft zwang und seinen Sohn Sweno als Statthalter einsetzte<sup>3)</sup>. Im Weichselgebiet zeugen ein Wikingergrab zu Warmhof bei Mewe wie der Fund eines Wikingerbootes bei Baumgarth (Kr. Stuhm) von nordischen Einflüssen in den letzten Jahrhunderten des ersten Jahrtausends<sup>4)</sup>. Auf dänischen bzw. skandinavischen Ursprung weisen nach Kahane (a. a. O.) die unter den ersten Münzherren Danzigs Mieczyslaw I. (964—992) und Boleslaw Chrobry (992—1025) geprägten Denare. Die uraltesten Kriegszeichen der Polen tragen — nach dem Urteil Kahanes — den zweifellos ausgesprochenen Charakter der skandinavischen Runen. Der älteste Adel der Polen sei dänisch. Kahanes Schlußfolgerung, daß die Gründung Danzigs dänisch sei, ist freilich wohl nur eine Behauptung, die bündiger Beweise ermangelt. Allerdings verstärken nordische Namen der Nachbarschaft wie Elbing, Hela, Heiffernest [Osternese (1582)], Sianowo (Swianowo: Swenn?) die Neigung, auch bei Gdansk — Danzig, in dessen Gebiet der „Holm“ liegt, und bei Gdynia — Gdingen, neben dem sich Orhöft erhebt, nordische Herkunft vorauszusetzen<sup>5)</sup>. Lorenz hält die Ableitung des Namens Danzig von den Dänen nicht für ausgeschlossen, wenn ihm gleich die Bezeichnung Gdansk = Kudanisku — „den Dänen zugewandt“ recht wenig charakteristisch für die Lage Danzigs scheint. Brückner lehnt es ab, eine Beziehung zu den Dänen in Gdansk = Ku — Danisko anzunehmen, da noch

<sup>1)</sup> Vergl. Curschmann, „Die deutschen Ortsnamen im nordostdeutschen Kolonialgebiet“, Stuttgart 1910 (Forschungen zur deutschen Landes- und Volkskunde, Bd. 19, Heft 2).

<sup>2)</sup> Vergl. L. E. Karsten, „Über die westgermanischen Namentypen in Finnland“. Zeitschr. für deutsche Wortforschung, Bd. XII.

<sup>3)</sup> Vergl. Voigt, „Handbuch der Geschichte Preußens“, Königsberg 1841 (S. 48).

<sup>4)</sup> Vergl. La Baume „Vorgeschichte von Westpreußen“, S. 97/98.

<sup>5)</sup> Vergl. Lorenz, J. W. G. 60, S. 80 u. Keyser „Danzigs Geschichte“ 1921, S. 14.

heute Dänemark: Duń, der Däne: Dunin, dänisch: duński heiße<sup>1)</sup>. Er ist auch der Ansicht, daß die Assimilierung von kd zu gd nicht in so früher Zeit erfolgt ist. Schwierig dürfte es sein, das germanische Praefix ge — in Verbindung mit einem Volksnamen zu bringen, mag es auch immer in Gemünden, Gefäll (Unterfranken), Geroda (Unterfranken) vorkommen. Unerklärlich aber bei der Annahme, Gdansk — Danzig weise auf eine Dänensiedelung, wären die Flurnamen im Landinnern, die Rudnicki in „Slavia Occidentalis“ I, 179 ff. und Brückner im „Archiv für slawische Philologie“, Bd. 38, S. 47 auf Grund von Kozjerowski „Badania nazw topograficznych dzisiejszej archidiecezyi poznańskiej“ Posen (1916 ff) anführen (s. S. 87).

Der letzte Einwand gilt nicht in gleicher Weise dem Versuch, zwischen Gdansk und dem Volksnamen der Goten eine Beziehung herzustellen. Manche Gründe sprechen dafür. Nicht notwendig muß es sich bei nordischen Orts- und Flurnamen, die sich auf Danziger Gebiet befinden, um dänische Einflüsse handeln. Das Weichsel- und Wartheland, wie das slawische Gebiet überhaupt, haben oftmals germanische Einwirkungen erfahren, von denen aus ältester Zeit polnisch miecz = altslawisch mici = gotisch mēkeis (Schwert), polnisch ksiądz = lit. kuningas = westgerm. kuning; skot = got. skatts (Vieh) (vergl. Schöffland); ludzie = althochdeutsch liuti zeugen (s. Kluge in seiner „Vorgeschichte der germanischen Dialekte“, § 7; Pauls Grundriß II, 320 — der auch die nahen Beziehungen betont, welche die Function des Adjectivsuffixes — isko im Germanischen und im Slawisch-Lettischen zeigt). Zahlreich sind nach einer Karte Kofstrzewskis die Siedelungsorte der Ostgermanen während der Spätlatènezeit (120—1 vor Chr.) in der Gegend von Posen, Bromberg und längs der unteren Weichsel verzeichnet<sup>2)</sup>. Nach Kossinna ist das Auftreten der Skelettgräber zu Beginn der frühen Kaiserzeit in Norddeutschland mit den Goten in Zusammenhang zu bringen<sup>3)</sup>. Aus vorgeschichtlichen Funden folgert La Baume eine stärkere Besiedelung der Weichselniederung durch skandinavische Einwanderer im 2. Jahrhundert vor Christus<sup>4)</sup>. Nach Ptolemaeus 3, 5, 20 wohnten die Goten rechts der Weichsel unter den Wenden<sup>5)</sup>. Schließlich zeugt die Stammsage der Goten, die sich bei Jordanes, Gef. IV, 25: XVII, 94 findet, für die Einwanderung der Goten aus Skandinavien. Cassiodor, der Minister Theoderichs, (Jord. Gef. IV, 17) kennt den Namen Gothiscandja als den Ort, wo zuerst die von Skandinavien her landenden Goten das Weichseldelta berührten: „Qui ut primum e navibus exeuntes, terras attigere, ilico loco nomen dederunt. Nam hodie illic, ut fertur,

1) Aus dem gleichen Grunde hat einst Mrongovius gerade auf dies Etymon gemiesen (vgl. S. 80). Die kaschubische Aussprache des Namens Gdansk wird von Lorenz als Gdónsk oder Gdonisk bezeugt.

2) Vergl. Kossinna, „Die Herkunft der Germanen“, 2. Aufl. 1920, Mannusbibliothek Nr. 6 u. La Baume „Vorgeschichte von Westpreußen“, 1920, S. 54.

3) Vergl. La Baume a. a. O. S. 82.

4) Vergl. La Baume „Die vorgeschichtliche Besiedelung der Gegend von Danzig“. Zeitschr. des Westpr. Geschichtsvereins, Heft 62 (1922), S. 24.

5) Müllenhoff, D. A. IV., S. 494.

Gothiscandza vocatur.“ Gepiden wohnten auf den Inseln der Weichsel, wie Jordanes mitteilt; sie gehörten zum Volk der Goten<sup>1)</sup>. Sehr verlockend war darum von jeher die Annahme, daß der Name Gdansk aus Gothiscandza entstanden sei oder doch Gutansk = Gotenstadt bedeute<sup>2)</sup>. Von einer Gründung Danzigs, wie noch Voigt<sup>3)</sup> annahm, ist bei Jordanes freilich nicht die Rede. Gothiscandza ist als Gutisk—andja = gotische Küste zu erklären<sup>4)</sup>. Die Stadt ist auch erst vom Herzog Swantopolk angelegt worden<sup>5)</sup>. Städtebauer sind die Goten nicht gewesen, und abgesehen von römischen Gründungen hat sich keine germanische Stadt aus der Zeit vor der Völkerwanderung gehalten<sup>6)</sup>. Gestützt auf Ptolemaeus (3, 5, 8), der die Gythonen ins Innere des Landes abrückt und sie zwischen Wenden im Norden an der Küste und Finnen im Süden stellt, hat man neuerdings sogar behauptet, daß es keine historischen Beweise für die Anwesenheit der Goten an der unteren Weichsel in den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung gebe<sup>7)</sup>. Um so bemerkenswerter ist es, daß Rudnicki in seinem Aufsatz „Lechici i Skandynawi“, der im zweiten Heft der „Slavia Occidentalis“, p. 236 ff., erschienen und von Lorenz in der literarischen Beilage des Dziennik Gdański vom 23. 3. 23 besprochen worden ist, es unternommen hat, die von ihm auch in anderen „polnisch-kassubischen“ Ortsnamen nachgewiesene Wurzel gud — von Gdynia auf den Namen der Goten zurückzuführen. Vor der germanischen Lautverschiebung von d zu t, also spätestens im zweiten Jahrhundert vor Christus, hätten die slawischen Stämme an der unteren Weichsel von den Germanen, die sich Skandinavien zuwandten, die Volksbezeichnung gudu — übernommen, zu der Gdynia gehöre. Lorenz aber glaubt nicht, daß Gudanisku den Wohnsitz der Goten bedeute. Die Annahme, daß die Wurzel gud — vor der germanischen Lautverschiebung von Slawen entlehnt worden sein soll, sei unsicher. Für die Bildung von Gudanisku zum Volksnamen Gudanu (= Gutones) gebe es kein Beispiel. Wenn Rudnicki auf die litauische Volksbezeichnung gudäs verweist, die verächtlich von jenseits der Grenze wohnenden Litauern und bei diesen von polnischen und weißrussischen Bauern gebraucht werde, so betont dem gegenüber Brückner, daß Gudija nicht geographisch auf ein bestimmtes

1) Vergl. Ludwig Schmidt „Geschichte der deutschen Stämme bis zum Ausgange der Völkerwanderung“, Berlin 1910, I, S. 50/51, S. 469.

2) Vergl. Förstemann, Danziger Zeitung vom 17. 12. 1902. — Bled, „Das älteste Danzig“, S. 28.

3) Voigt, „Geschichte Preußens“, 1827, S. 98.

4) Vergl. R. Much, „Goten“ in Hoops „Realexikon der germanischen Altertumskunde“, Straßburg 1911.

5) Vergl. Keyser, „Die Besiedelung der Altstadt Danzig“, J. W. G. 61, 149 ff.

6) Simson „Geschichte Danzigs“ I, 12 u. La Baume „Vorgeschichte von Westpreußen“, S. 79.

7) Vergl. Gazeta Gdańska vom 16. 10. 1919 und Bremer „Ethnographie der germ. Stämme“, § 97, in Pauls Grundriß III (1900). Gegen die Autorität des Ptolemaeus wendet sich Müllenhoff, D. A. II, 17; Much in Hoops Realexikon, „Goten“, § 1; Kauffmann, Deutsche Altertumskunde, S. 67, § 7 und Ludwig Schmidt (a. a. O.), S. 10.

Territorium oder gar Volk beschränkt sei und von den Goten darum nicht herführe, weil d im Litauischen nicht für t stehe. Die Ableitung des Ortsnamens Danzig vom Volksnamen der Goten ist mithin ungewiß. Mit Gothiscandza ist Gdansk sprachlich jedenfalls nicht zu identifizieren.

Es darf überraschen, daß in den früheren Jahrhunderten nie ein Versuch gemacht worden ist, den Namen Danzigs aus dem Slawischen abzuleiten. Der erste, der meines Wissens ein slawisches Etymon annahm, ist Lohmeyer in seiner „Geschichte von Ost- und Westpreußen“ (1880). Er spricht S. 39 davon, daß die Polen an der für den Handel wichtigen Stelle Danzigs eine Zollbrücke anlegten — dannicz most —, wofür in den Urkunden über den Präliminarfrieden und den endgiltigen Vertrag zwischen Swantopolk und dem Orden vom 25. 10. 1247 und 24. 11. 1248 die lateinische Übersetzung: pons danensis von des Polnischen unkundigen Schreibern eingesetzt worden sei. In einem späteren Aufsatz, der im sechsten Band der Zeitschrift des Westpreußischen Geschichtsvereins (1882) veröffentlicht worden ist, gibt er die Erklärung selbst preis, bleibt jedoch bei dem Bemühen, einen slawischen Ursprung des Namens zu erweisen. Bezzenberger und von Jagić weisen ihn auf Miklosichs „Abhandlung über die Bildung slawischer Personennamen“. [Vergl. Denkschriften der Akademie der Wissenschaften zu Wien, Bd. X, Philolog. histor. Klasse (1860), S. 263 und „Vergleichende Grammatik der slawischen Sprachen II, 124 (1875)]. Eine für die Bildung slawischer Personennamen wichtige Silbe sei god = habilitas, pulchritudo vgl. Godeslav, Godemir. Danach sei Ghdannyc aus Godanisk zu einem Personennamen gebildet worden. Lorenz (a. a. O.) zweifelt, weil er als Grundform des Namens Gdansk nicht Godanisko, sondern G(u)dan(i)sk(u) bzw. K(u)dan(i)sk(u) annimmt und f. E. das Suffix —an zur Bildung von Personennamen im Polnischen und Kassubischen selten vorkommt. Ihm gegenüber versucht Rudnicki (Slavia Occidentalis I, 179) den Nachweis, daß im Gebiet Pommerellens und Posens das Suffix —an zur Bildung von Personen und Ortsnamen wie Zywanus (1290), Domaniski, Poznań, gebraucht worden sei, und ist geneigt, Gdansk aus einem Personennamen abzuleiten. Er findet ihn mit Hilfe einer kühnen Gleichung, die ihm gestattet, zu dem Ortsnamen Staniszewo und den dazu gehörigen Personennamen Stanisław, Stach, Stanko die Orte Gdanisew bzw. Danisowe, Gdakowo = Daakau, Gdansk = Danzig, und die aus ihnen zu erschließenden Personennamen: Gdaniskaw, Gdach, Gdanko zu stellen. Gdanisew bei Mewe ist freilich im Jahre 1283 erwähnt und wird 1245 Danisow, 1281 Danisowe genannt; Daakau im Kreise Rosenberg, das 1285 Dachowe heißt (vergl. Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Rosenberg, S. 127) verhält sich wohl zu Gdakowo wie Danzig zu Gdansk, neben Gdeszyce, Gdaszyce mag Daszow erscheinen; aber so lehrreich die Anführung dieser Parallelen ist, Rudnicki hat mit ihnen die Herleitung des Ortsnamens Gdansk von einem Personennamen nicht bewiesen. Vielmehr deuten andere Flurnamen, die Rudnicki aus Kozierowski „Badania nazw topograficznych dzisiejszej archidiecezyi poznańskieje“. Poznań 1916) anführt, darauf hin, daß bei Gdansk an eine

Herkunft von einem Personennamen schwerlich zu denken ist. Bemerkenswert scheint mir der Hinweis Rudnickis auf eine 1504 in den Inscriptioes Pysdrenses erwähnte Wiese Gdanie = pratum Gdanye „łaka nieznaną Czeszewie“. Im Bromberger Kreise heiße ein See Gduna; im Kulmer Kreise gebe es ein Dorf und Flüsschen Gdola. Diese Flurnamen legen es nahe, ein Etymon anzunehmen, das auf „Sumpf, Niederung, Wasser“ schließen läßt.

Der Versuch, Danzig als „Wasserstadt“ zu deuten, ist schon von früheren Forschern gemacht worden. Ein Anonymus J. O. aus Pelplin hat in der Danziger Zeitung vom 11. 12. 1902 Gdansk mit anderen slawischen Ortsnamenbildungen auf —sk verglichen. Stupsk (Stolp) liegt an der Stupa, Bielsk an der Biala, Czarsk an der Czernia, Spegawsk an der Spegawa. Dementsprechend sei anzunehmen, daß Gdansk einen Ort an einem Flusse bezeichne. Sein Name sei Gdania, das auf Wdania zurückzuführen sei, weil im Kaschubischen wd im Anlaut zu gd werde. So soll Kętrzyński den Namen Danzig aus einem Flußnamen erklärt haben und Czaplowski hat eine Ableitung des Namens Gdansk in den Zapiski Towarzystwa Naukowego w Toruniu Bd. IV (1919), S. 272—274 gegeben, die Warschauer in Mitt. des Westpr. Geschichtsvereins, Jhrg. 18 (1919) angezeigt hat und mit der sich auch Lorenz, J. W. G. 60, auseinandersetzt. Czaplowski nimmt als Etymon das polnische Wort woda an, das gemäß der kaschubischen Betonung wodá = wdá = gda geworden sei. Ihm gegenüber macht Lorenz geltend, daß der Flußname Wda aus Wida entstanden sei, wie der Ortsname Wieck beweise, der kaschubische Lautwandel wd = gd sei jüngeren Datums und daß n von Gdansk bleibe unerklärt. Der Verfasser eines Aufsatzes in der Gazeta Gdańska vom 16. 10. 1919 kommt auf ähnlichem Wege wie der Pelpliner J. O. zur Ableitung des Ortsnamens von einem Flußnamen Gdanie, muß aber gestehen, daß ein Fluß dieses Namens nicht zu finden sei, vielleicht habe ihn der Name der Radaune verdrängt. Die Herkunft des Flußnamens bliebe dann noch zu erklären.

Eigenartig ist die Lösung, die Nadrowski in der Mittwochbeilage „Heimat und Welt“ der Danziger Zeitung vom 23. 10. 1912 vorgeschlagen hat. Er verweist auf die Flußnamen Don, Donau, Donez, Dnjepr (Danapris), Dnjestr (Danaster), Eridanus, den er mit dem Po identifiziert, Vardanus, Apidanus, Jordan. Er meint: „Überhaupt wird uns von Schriftstellern des Altertums tatsächlich berichtet, daß bei den Skythen das Wort Don Fluß bedeutet habe.“ „Da die Vorsilbe ge — einen Sammelbegriff enthält, wie in Berg — Gebirge, so wäre durch den Namen treffend die Vereinigung der drei Flüsse Weichsel, Nottlau und Radaune ausgedrückt.“ Nach dieser Darstellung bestände das Wort Gdansk aus einer deutschen Vorsilbe, einer skythischen Wurzel und einem slawischen Suffig. Bedeutet dan — Fluß, so kann es sich nicht um ein slawisches Wort handeln, wie auch im Aufsatz der Gazeta Gdańska vom 16. 10. 1919 zugegeben wird, obwohl sein Verfasser dabei bleibt, daß das Wort in seiner Gesamtheit slawisch sei. Ob ein skythisches Etymon anzunehmen ist, bleibt strittig. Müllenhoff II, 89 erklärte Danuvius

aus dem Keltischen *dana* „fortis“. R. Much in *Hoops Reallexikon der germanischen Altertumskunde* (1911) schließt sich dagegen lieber dem Vorgehen Sobolewskys im *Archiv für slawische Philologie*, Bd. 27, 280, an, der *awest. dānu* Fluß zur Deutung herangezogen hat. *Danuvius* sei zu germ. *Dōnawi*, got.: *Dunabis* geworden, und die slawische Form *Dunavi* und *Dunaj* beruhe auf germanischen Wortformen. Daß iranische Skythen (Sarmaten) noch jenseits der Donau gewohnt haben, vielleicht sich einmal längs der Weichsel bis an die Ostsee erstreckt haben, bemerkt Kauffmann in seiner „*Deutschen Altertumskunde*“, München 1913, S. 68: „Die Beziehungen zwischen Germanen und Sarmaten sind nicht bloß sehr lebhaft, sondern auch folgenschwer gewesen. Die Lituflawen spielen in der Geschichte der Germanen eine weit geringere Rolle“. Skythische Einflüsse nimmt Kluge im „*Etymologischen Wörterbuch*“ für die Ausdrücke „Hanf“ und „Leinen“ an. Vom persischen Golf stammen die Kaurimuscheln als Schmuck der Früheisenzeit (800—500 v. Chr.). Sprachliche Beziehungen zu den Skythen wären also nicht undenkbar; nur führt der Fluß, an dem Danzig liegt, von jeher nicht den Namen *Don*, sondern *Weichsel* — *Vistula* — *Wisła*. Die Übertragung des skythisch-awestischen Wortes „*dānu*“ = Fluß auf den Namen der Stadt Danzig bleibt solange unglaublich, bis nicht andere Beweise für skythische Flurnamen in unserer Gegend erbracht werden oder sonst nachgewiesen wird, daß es sich in *Gdansk* — Danzig um eine indo-germanische Wurzel aus dem ersten Jahrtausend vor Christus handelt.

Der Erwähnung wert mag in diesem Zusammenhange eine Notiz bei Pawlowski „*Populäre Geschichte Danzigs*“ 1880, S. 4, sein: „*Danska* heißt im Lettischen ein Sumpf, ein Morast, und Brücken über sumpfige Gräben im alten Preußen heißen „*Danziger*“. Die „*Dansker*<sup>1)</sup>“ unserer Ordensburgen und der Ortsname „*Danzig*“ fänden so eine Erklärung, wenn das Vorkommen jenes lettischen Ausdrucks zu erweisen und eine Bildung wie *Gemünden*, *Gesäll* (Unterfranken), *Geroda* auch für *Gdańsk* wahrscheinlich wäre.

Die Versuche *Nadrowskis*, *Czaplewskis*, *Kejzrznyskis* u. a., *Gdańsk* auf einen Flußnamen zu beziehen, bleiben bemerkenswert. Als einen Gaunamen, der zu einem Flußnamen gebildet ist, sieht auch *Lorenz* (J. W. G. 60, 76 ff.) *Gdansk* wie *Puck*, *Kack* (: *Kacza*), *Wieck* (: *Wda*), *Stupsk* (: *Stupa*), *Spęgawsk* (: *Spęgawa*), *Debrsko* (: *Dbra*, *Brda*), *Lebsko* (: *Leba*) an. Für die Grundauffassung, daß es sich bei dem Namen *Danzigs* um einen Flurnamen handelt, haben die neueren Forschungen *Kozierowskis* und *Rudnickis* (s. S. 87) so wertvolle Belege wie *pratium Gdanye*, *lacus Gduna*, *Gdola* als Flußnamen geliefert. Während aber *Lorenz* und *Rudnicki* den Stamm *gud* — in slawischen Wörtern mit einer entsprechenden Bedeutung nicht haben finden können, verweist *Brückner* auf die preußische Wurzel *gude* —, die

<sup>1)</sup> Vergl. *Loeppen* „*Geschichte der Stadt Marienwerder und ihrer Kunstbauten*“, *Marienwerder* 1875, S. 186 ff. — *Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Thorn*, S. 221, Anm. 448. — *Bau- und Kunstdenkmäler des Kreises Marienwerder*, S. 39, Anm. 107; S. 52, Anm. 154.

„Wald, Busch, Aue“ bezeichne. Er stellt diese Wurzel gud —, die sich in gud-obele (Holzapfel), gut-notrele (Kleine Brennessel), gudkarkelis (Weidenart) findet, zu böhm. hutny „massiv“, serb. Hucina „Guffau“, lit. gúdus und zu den Flußnamen Gutna und Kúddow<sup>1)</sup>. Er zieht Ortsnamen aus dem Suwalsker Bezirk heran, wie Gudai, Gudale Gudeliŝzki, Gudzenisŝzki, Gudyszki, Gudyne, im Warschauer Gouvernement liegen Gutn, Gutki, Gutkowo<sup>2)</sup>. Im Mecklenburgischen werde 1174 ein Guthkepolle bei Dangun erwähnt. Die Orte Godow (= Gdowo), Goddin, Gedin (1253 u. 1293), „das geradezu Gdynia sein könnte“, auch Genŝhin in der Mark und Gackopolje in Kroatien dienen der vergleichenden Zusammenstellung mit Gdanskó. Diese Namen kommen zu den von Rudnicki angeführten Orten wie Gdola, Gdow, Gdecz, Gdyczyn, Gdeszpyce, Gdaszpyce, Daszów (= Gdaszow) und den Flurbezeichnungen palus Gdassmiecz, pratum Gdanye, lacus Gduna hinzu: Von Gdecz, Gdyczyn, Gdeszpyce, die zu Personennamen wie Gdek, Gdyka, Gdeczyk gehören, sind aber Gdansk, Gdanie und Gdynia zu trennen. Wie Rudnicki, der auf die Bildung von Radostynia, Syrnia, Wędrynia, Prostynia verweist, nimmt Brückner an, daß in Gdynia das Suffix —ynia sich an die Wurzel gud — anschließe. Zum Suffix —ynia gehöre die Form —anje; denn neben Dobrynja gebe es Dobberan. — isk dürfe nicht, wie Rudnicki annehme, als ein Possessivsuffix zu Personennamen angesehen werden, sondern drücke in den indogermanischen Sprachen irgendeine allgemeine Relation aus. Eine Eigentümlichkeit der slawischen Sprachen sei es, daß die von topographischen Namen abgeleiteten Adjektiva auf —isko substantiviert werden (vergl. Polska, Śląsko). Gdanskó gehöre also zu Gdanie, zu einer Gegend dieses Namens, zu einem so benannten Feld, Wald, Moor. Brückner folgert S. 50: „Ist auf preußisch „gude —“ Verlaß, so ist Gdanye und Gdynia einfach mit „Waldung“ oder „Heide“ zu übersetzen.“ „An dem slawischen Ursprung des Namens Gdanskó ist Zweifel ausgeschlossen.“ „Der Name kann nur slawisch sein, weil er überall, wo Slaven wohnen, wiederkehrt und zu deuten ist.“ (S. 45.) Immerhin bleiben einige Bedenken. Bei der Ableitung des Ortsnamens Gdansk aus der preußischen Wurzel „gud“ = Holz, Busch stört, wie Brückner zugibt, die Vieldeutigkeit der sonst mit gud — gebildeten Wörter. (Lit.: Gúdas wird als verächtliche Bezeichnung der jenseits der Grenze wohnenden Litauer und bei diesen als Schimpfname für weißrussische und polnische Bauern verwandt. „Gudijà“ wird für Rußland, gudełka für die Russin gebraucht; gúdas heißt „der gewohnte, geübte“, gudinas = lauter, gudrus = schlau, gudinti = angewöhnen, gúdus = gud(r)umas = Mitte, Kern.) Ob die Wurzel preußisch gude =

<sup>1)</sup> Als ältere Namensformen führt Brückner aus Kozierowski Badania I, 418, II, 234, IV, 282 für Kúddow: Kida seu Gıda, Gwda, Kudda (1312), Chuda (1260) an.

<sup>2)</sup> Bei Kętrzyński „Nazwy miejscowe polskie Prus zachodnich etc.“ w Lwowie 1879 finde ich im Kreise Allenstein: Outkowo = Göttkendorf, Godki = Gotken, im Kreis Lauenburg: Gojtowo = Goddentowo.

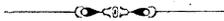
Bei Bär-Stephan „Ortsnamenveränderungen in Westpreußen“. Danzig 1912. begegnen Godzieszka = Godziŝken (Kr. Strazburg), Godziszewo = Godiŝchau, Gardschau (Kr. Dirŝchau), Godkowice = Gęgendorf (Kr. Rontŝ).

Holz, Busch in Verbindung mit beiden Suffigen — ynia und — isk für die angeführten Orts- und Flurnamen anzusehen ist, bedarf wohl noch näherer Nachweisungen durch vergleichende Ortsnamenstudien.

Einer Mitteilung des Herrn Studentrats Köhler verdanke ich den Hinweis auf die Gydanskij — Halbinsel, die sich zwischen dem Obischen Meerbusen und der Jenisseimündung erstreckt, wie aus der bei Brockhaus in Leipzig erschienenen Karte Sibiriens von Nansen hervorgeht. Auf Stiellers Handatlas finde ich dort den Fluß G u d a und die Gudajamobucht verzeichnet.

Folgendermaßen möchte ich das Ergebnis dieser Ortsnamenstudien zusammenfassen:

1. Die älteste zu erschließende Form des Namens Gdansk — Danzig ist Gudanisku.
2. Die Ortsnamen Puck, Kack, Wieck u. a. legen die Vermutung nahe, daß Gdansk ein zu einem Flußnamen gebildeter Gauname ist.
3. Die Flußnamen Kuddow (= Głda, Gwda), Gutna, Gdola, Guthalus, wie Plinius 4, § 100, den Pregel nennt, sowie die Flurnamen pratum Gdanye, lacus Gduna, und die Ortsnamen Gdynia (= Gdingen), Gdanisew (bei Rewe), lit. Gudyne, mecklenburg. Gedin, serb. Hucina haben die gleiche Wurzel gud — zum Teil in Verbindung mit dem Suffir — ynia = anje.
4. Es ist bemerkenswert, daß sich auf der sibirischen Gydanskij-Halbinsel zwischen Ob und Jenissei ein Fluß Guda findet.
5. Die Nachbarschaft Danzigs weist Orts- und Flurnamen germanischen Ursprungs auf (z. B. Hela, Dghöft, Elbing, Holm), doch ist im Hinblick auf die unter Nr. 3 und 4 genannten Orts- und Flurbezeichnungen zwischen dem Namen Danzigs und den V o l k s n a m e n der Goten und Dänen ein u n mittelbarer Zusammenhang schwerlich anzunehmen.
6. Zu untersuchen bleibt die Bedeutung und Herkunft der Wurzel gud —, die sich in spanischen, dänischen und skandinavischen ebenso wie in slawischen Namen findet. Ist nicht doch anzunehmen, daß das E t y m o n <sup>1)</sup> des Volksnamens der Goten, die gemeingermanische starke Verbalwurzel gut — vorgermanisch ghud — lat. fundo = „gießen“, „strömen“, den Flurnamen Gdynia und Gdansk — Danzig zu Grunde liegt? Kein Name könnte bezeichnender für den Danziger Gau sein als ein Wort, das die Bedeutung „S t r o m l a n d“ hat.



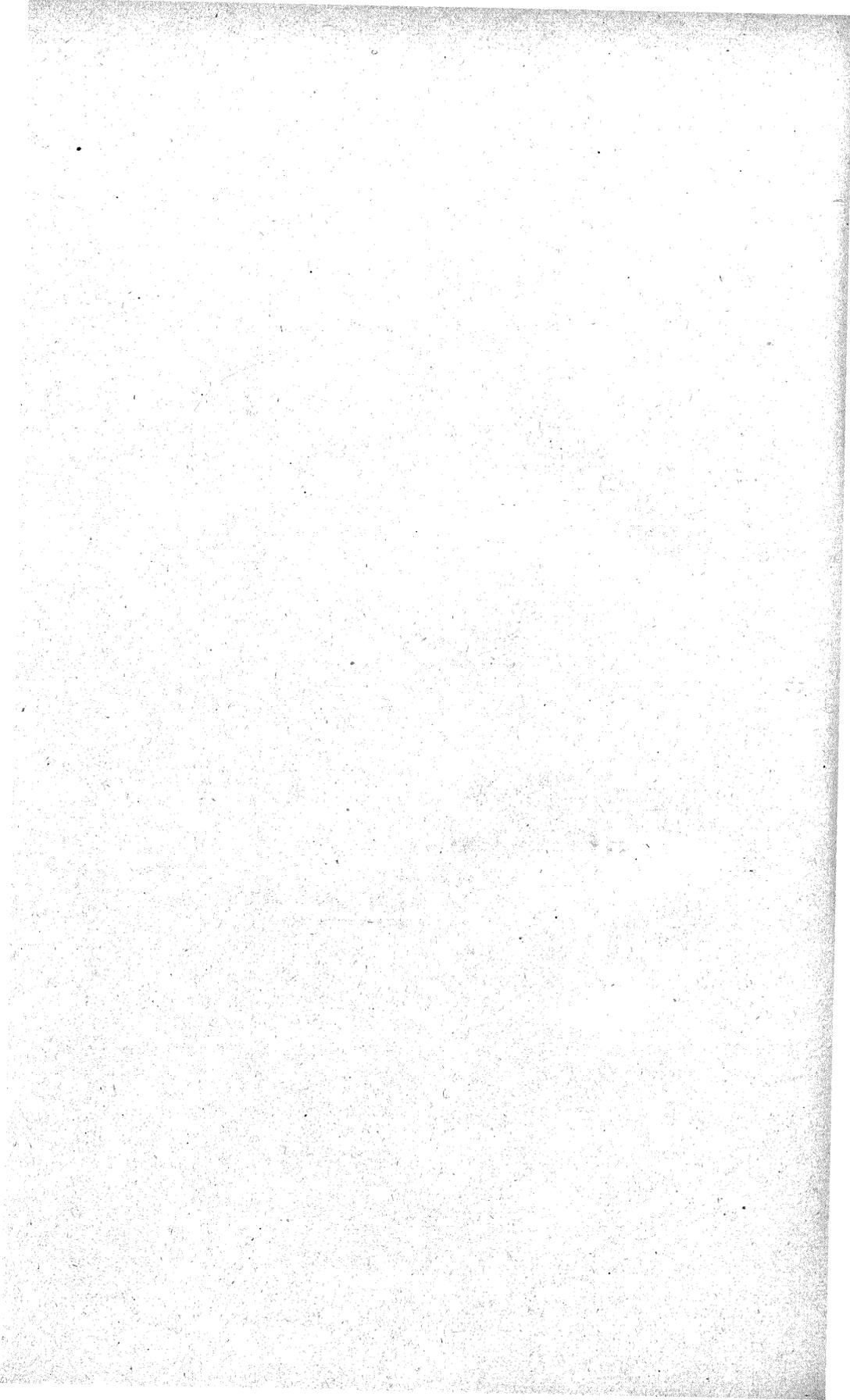
<sup>1)</sup> Vergl. Hoops Reallexikon „Goten“, § 9. Orienberger nimmt einen Zusammenhang zwischen dem Volksnamen der Goten und „gut = Gaff“ an, vergl. Guthalus = Pregel.

**Französische Propaganda  
in Danzig 1807—13.**

Von

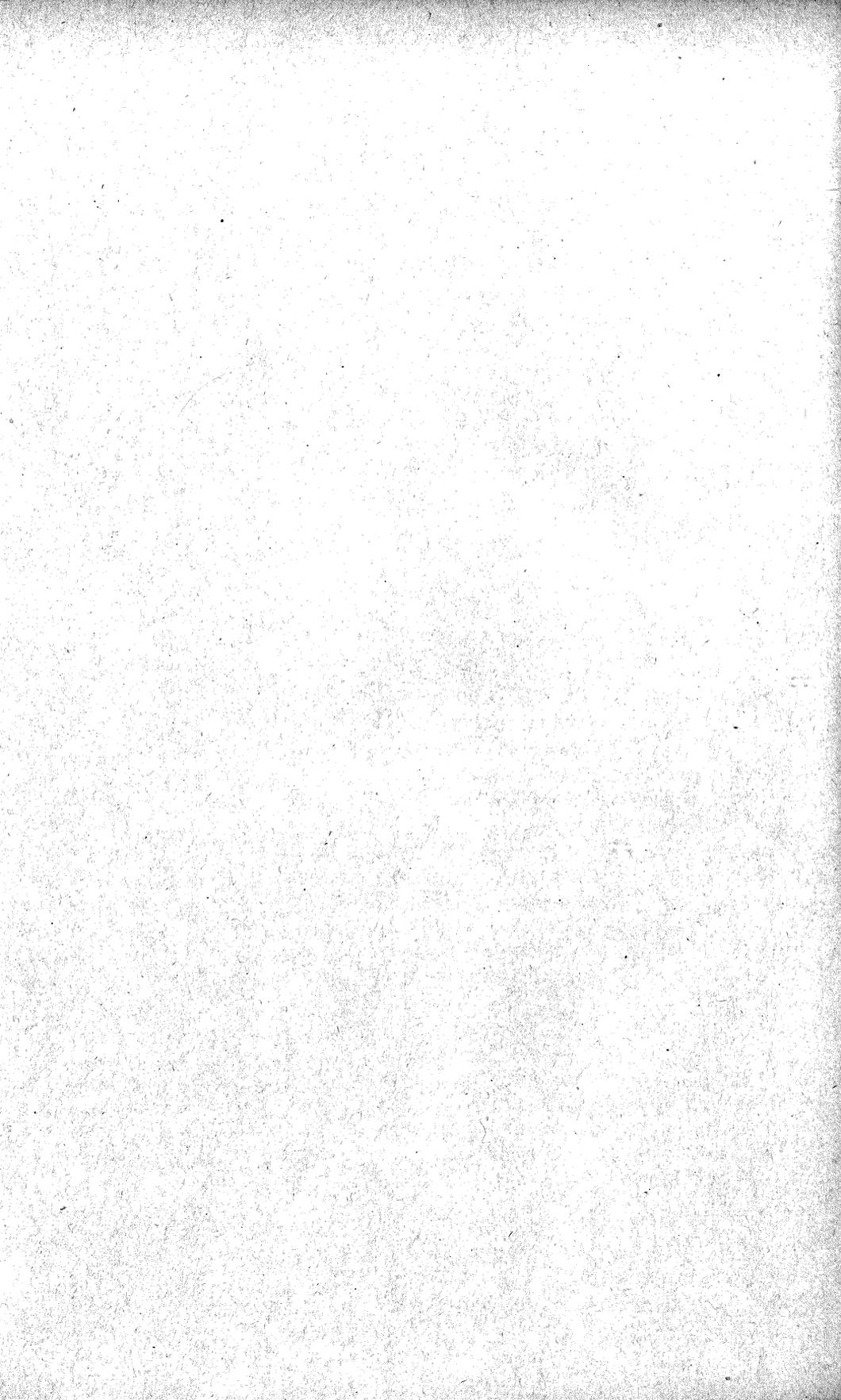
**Walter Millack.**

---



## Benußte Literatur usw.

- Meffernich: Aus seinen nachgelassenen Papieren, herausgegeben vom Fürsten Rich. Meffernich-Winneburg, Deutsche Orig.-Ausg. 1880.
- Czngan: Zur Geschichte der Tagesliteratur während der Freiheitskriege, 1911.
- Blech: Geschichte des siebenjährigen Leidens Danzigs 1807—1814, Danzig 1815.
- Löschin: Geschichte Danzigs von der ältesten bis zur neuesten Zeit. II. Auflage. Danzig 1823.
- Behrend: Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend in Danzig von Raimund Behrend, Pr.-Arnau, Königsberg 1896.
- E. Förstmann: Aus dem alten Danzig. Danzig 1900.
- Muhl: Briefe der Joh. Karoline Muhl veröffentlicht von John Muhl, Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins, Jhrg. 13, 1914, S. 6 ff.
- Danziger Zeitung: 1807—14 (auf der Danziger Stadtbibliothek).
- Publikanda der Jahre 1806—14 (auf der Danziger Stadtbibliothek).
- Staatsarchiv Danzig 300, 92 n. 471, Akta betr. Angelegenheiten der öffentlichen Zensur.
- Staatsarchiv Danzig 300, 92 n. 524, Akta betr. die Mitteilung der Tagsbefehle wegen der Kriegsvorfälle bei der kaisrl. Franz. Armee.
-



## I.

**Französische Propagandamittel.**

Danzig wurde nach wechselvoller, an Leiden und Drangsalen reicher Geschichte 1793 dem preussischen Staate eingegliedert. Es begann die Segnungen aus dieser Verbindung mit dem mächtigen Staatswesen zu empfinden. Da wurde es 1807 wieder aus diesem Verbande herausgerissen. Napoleon versprach der Stadt, die in zähem Kampf Jahrhunderte lang eine gewisse Unabhängigkeit sich erhalten hatte, die Selbständigkeit eines Freistaates und machte Danzig in Wirklichkeit zur französischen Festung, zum Etappenort östlicher Kriegsunternehmungen. So waren die Jahre von 1807 bis 1814 Jahre „des siebenjährigen Leidens“, wie der zeitgenössische Danziger Geschichtsschreiber Blech seine Geschichte dieser Zeit nannte<sup>1)</sup>.

Durch die ununterbrochene französische Besetzung war Danzig in stärkstem Maße von Preußen losgelöst. So konnte das kleine Staatswesen, das sowieso erst durch lockere Fäden mit dem preussischen Staate verbunden war, die Umwandlung, die sich während der Leidensjahre in Preußen vollzog, nicht teilen. Es war unmittelbar der französischen Propaganda und Zensur ausgeliefert.

Durch eine Darstellung der französischen Propaganda und Zensur läßt sich an kleinem Umkreise verfolgen, wie die Grundsätze Napoleons angewandt wurden. Denn Rapp, der Günstling und getreue Diener Napoleons, der als Gouverneur während der ganzen Zeit der Franzosenherrschaft in Danzig, bis auf seine kurze Abwesenheit während des österreichischen und russischen Feldzuges 1809 und 1812, maßgebenden Einfluß auf die Handhabung der französischen Macht in Danzig hatte, war auch in der Anwendung der Zensur und der Propaganda Napoleons gelehriger Schüler.

Die Quellen für diesen Zeitabschnitt sind so farbenreich und anschaulich, daß durch Vergleich zeitgenössischer Werke mit den, freilich lückenhaften Akten, die das Danziger Staatsarchiv über diese Zeit aufbewahrt, den Zeitungen und Proklamationen, die sich auf der Stadtbibliothek finden, immerhin ein abgerundetes Bild der Mittel französischer Propaganda und Zensur entworfen werden kann. Natürlich wird auf Grund dieses Materials nicht der Anspruch erhoben, mit irgend welcher Bestimmtheit zu behaupten, so oder so war die öffentliche Meinung. Denn neben Propaganda und Zensur wirkte ja in all den Jahren noch vielerlei anderes auf die öffentliche Meinung ein. Es wird lediglich hie und da vermutet werden dürfen, welche Wirkung die französische Stimmungsmache ausgeübt hat.

<sup>1)</sup> Blech, Geschichte des siebenjährigen Leidens Danzigs 1807—14. Danzig 1815.

Die Propagandamittel des napoleonischen Frankreichs, die Rapp sozusagen mitbrachte, waren in erster Linie die im Vergleich zu den deutschen Zeitungen hochentwickelte französische Presse und die Armeé-Bulletins.

In Frankreich war seit der Revolution die Teilnahme jedes einzelnen am Staate Gewohnheit geworden. Die französische Presse, die schon durch das Wirken Voltaires u. a. zur Zeit der Aufklärung im 18. Jahrhundert fortschrittlich entwickelt war, hatte durch die Revolutionszeit eine gewisse technische Höhe lebendiger, frischer Berichterstattung erreicht. Sie war nun ein Instrument in der Hand Napoleons, der es meisterhaft zu spielen verstand. Seine französischen Zeitungen, voran „le Moniteur“, mußten seinen Ruhm und seine Taten verherrlichen, oft mit allerlei Kniffen, um die Wirkung zu steigern. So erzählt Metternich in seinen Erinnerungen<sup>1)</sup> aus den Jahren 1806—07, wie Napoleon dafür sorgte, daß der gewonnenen Schlacht die kunstgerecht vorbereitete Nachricht von einer Niederlage vorausging. Dadurch sollte die Polizei die Gesinnung Verdächtiger besser erkennen können, und der Sieg sollte mehr Glanz erhalten.

Meisterhaft hatte Napoleon auch die neue Einrichtung der Armeé-Bulletins ausgestattet<sup>2)</sup>. Sie hatten nicht mehr, wie Metternich schon 1805 bemerkte, den offiziellen Bureaufstil, sondern den Stil gemüthlicher Unterhaltung. „Sie berichten in der Hauptsache nicht über militärische Angelegenheiten, sondern verwirren die öffentliche Meinung derart, daß die Prinzipien der eigenen Regierung entstell, — diejenigen der feindlichen ihr nahegebracht werden.“ Und der Leserkreis all dieser Erzeugnisse französischer Propaganda war um so größer, als die preußische wie die österreichische Regierung sich in vornehmer Schweigen hüllten und die Zeitungen in keiner Weise für sich benutzten, so daß aus französischer Quelle stammende Nachrichten schon aus Interesse und Mangel an anderem Stoff gelesen, übersetzt und nachgedruckt wurden.

Zu diesen Mitteln der Propaganda kam im besetzten Gebiet wie in Danzig sofort die strengste, rücksichtsloseste Zensur der vorhandenen Zeitungen, der ankommenden, oft auch der abgehenden Post. Weniger faßbar, aber nicht weniger wirksam war die Einwirkung auf die Bevölkerung durch Agenten, Spione oder Franzosenfreunde, wie sie im lieben deutschen Vaterlande überall fast freiwillig zur Verfügung standen. Die öffentliche Meinung war ja anfangs vielfach dem glänzenden Frankreich Napoleons durchaus freundlich gesonnen; ja seine gewaltige Persönlichkeit wirkte anziehend und erdrückend auf viele, die sich ihm und seiner schier grenzenlosen Macht willig unterordneten, wenn sie diese Macht so sichtbar vor Augen hatten.

Denn auch der Glanz der stets siegreichen französischen Truppen ist als Propagandamittel für Frankreich zu werten, — die berauschte Sicherheit,

<sup>1)</sup> Aus Metternichs nachgelassenen Papieren ed. Rich. Metternich-Winneburg, I. Bd., S. 59.

<sup>2)</sup> Metternich an Cobenzl, Berlin 7. Dez. 1805, bei Metternich, a. a. O., II. Bd., S. 83, Nr. 81. Original französisch.

mit der ein getreuer Günstling Napoleons wie Rapp den Glücksglauben seines Meisters verkörperte. Auf unsichere, losgerissene Volksteile, wie den Freistaat Danzig mußte dieser feste Glaube an den Stern Napoleons, an die „gloire“ Frankreichs niederdrückend, ja erdrückend wirken. Bis in den Herbst 1813 wurde ja Rapp von diesem Glauben an Napoleons Stern selbst angestachelt und gab seiner Zuversicht immer von neuem in Proklamationen und Zeitungsnofizien Ausdruck.

Doch damit kommen wir schon auf weniger faßbare Erscheinungen! — Immerhin, — das etwa sind im allgemeinen die Mittel französischer Propaganda, und das alles finden wir in der Geschichte des siebenjährigen Leidens. Wir finden die Anwendung der strengen Zensur und die Leitung der Danziger Zeitung, deren Wirkung noch verstärkt werden sollte durch Proklamationen, die teils französische Siege nach Armee-Bulletins ankündigten, teils ermahnend und drohend zur Bevölkerung sprachen. Wir finden, als für Danzig und für Rapp eigentümlich, französisch-nationale Feste, die während der Dauer der Besatzung fortgesetzt veranstaltet wurden und an denen die Spitzen der Behörden und der Gesellschaft Danzigs teilnehmen mußten<sup>1)</sup>.

Als Propagandamittel zugunsten Frankreichs möchte ich schließlich noch die gute Disziplin ansehen, die Rapp unter seinen Truppen aufrecht erhielt, überhaupt seine ausgleichende, oft gutmütige Art, in der er durch gelegentliche Geschenke an Arme und Waisen, an Geistliche und Kranke die Stimmung der Bevölkerung für sich zu gewinnen suchte.

So trat die französische Macht werbend und beförend in Danzig auf, vom Tage des Einzugs, dem 27. Mai 1807 ab, bis in den Winter 1813/14, der den Zusammenbruch brachte.

## II.

### Die öffentliche Meinung in Danzig 1806/07.

Welchen Boden fanden diese Propagandamittel, als die Franzosen 1807 Danzig besetzten? Wie können wir die öffentliche Meinung in dem preußischen Danzig um 1806/07 einschätzen?

Wenn Frankreich der ehemals freieren Stadt nach kaum vierzehnjähriger Zugehörigkeit zu dem straffen, unliebenswürdigen Preußen versprach, ihr die frühere Selbständigkeit wiederzugeben, so wurde eine solche Aussicht von einem Teil der Bevölkerung zweifellos mit Freude begrüßt. Stellt doch noch Förstermann in seinen Erinnerungen an das Danzig der zwanziger Jahre des 19. Jahrhunderts fest, „daß die Überlieferung an die freireichsstädtische Herrlichkeit keineswegs erloschen war“, daß die Erinnerung an Friedrich den Großen lediglich die Zollplackereien ins Gedächtnis zurückrief, die Danzig von 1772

<sup>1)</sup> Für den Zwang der Teilnahme bringen die von John Mühl veröffentlichten Briefe der Johanna Karoline Mühl aus jenen Jahren (Mitt. d. Westpr. Geschichtsvereins, Jhrg. 13, 1914, S. 6 ff.) anschaulichen Beweis.

ab zu erdulden hatte. Man traute noch um 1820 preußischem Militär und preußischen Beamten keine solide Wirtschaft zu, und eine Danziger Hausfrau wies ein Dienstmädchen zurück, das bei Preußen gedient hatte<sup>1)</sup>! Selbst aus Blechs Darstellung<sup>2)</sup>, der seine Chronik der Belagerungszeit in glücklicheren Friedenszeiten dem gerechten, tapferen, milden Friedrich Wilhelm III. mit den üblichen Lobpreisungen widmete und entsprechend eingestellt ist, schimmert es durch, daß ein Teil der Bevölkerung die Freistadterklärung hoffnungsvoll begrüßte und 1814 nur zögernd in die Arme Preußens zurückkehrte. Man kann wohl mit Recht von einer nationalen Gleichgültigkeit unter den mehr wirtschaftspolitisch denkenden Danziger Bürgern jener Zeit sprechen, eine Gleichgültigkeit der Staatszugehörigkeit gegenüber, wie sie sich durch die jahrhundertalte eigene Entwicklung herausgebildet hatte. Natürlich fühlten sich die Danziger als Deutsche, das geht aus allen Quellenschriften unwiderleglich hervor. Aber wie sie den Polen, die sie nun nicht mehr als Gegner zu fürchten brauchten, objektiv gegenüber standen, — Blech erkennt sogar in seinem Belagerungsbericht mehrfach ihre Tapferkeit an, — und sie dabei doch durchaus als Feindvolk empfanden, — so trafen die Danziger anfangs auch den Franzosen auf Grund ihrer Versprechungen mit wohlwollender Objektivität entgegen.

In treuer Verwaltungsarbeit hatte sich die königlich preußische Regierung seit 1793 um die Wohlfahrt Danzigs bemüht. Zahlreiche Publikanda<sup>3)</sup> berichten von der eifrigen Fürsorge des Staates für alle Gebiete des Wirtschaftslebens, und die inhaltsreichen Bände der „Wöchentlichen Danziger Anzeigen und dienlichen Nachrichten“, die an Umfang seit 1795 beträchtlich zunehmen, sprechen schon bei flüchtiger Durchsicht von der ja zahlenmäßig nachweisbaren Belebung, die Handel und Wandel erfuhren. Es sind auch Ansätze aus jenen Jahren preußischer Regierung wahrnehmbar, die Bevölkerung zu monarchischem Empfinden zu erziehen. Vor allem regte der Regierungsbeginn Friedrich Wilhelms III. und seiner verehrten Gemahlin führende Kreise der Stadt zu Huldigungsfesten an. Der erste Geburtstag der neuen Königin (10. März 1798) wurde feßlich und zugleich volkstümlich begangen, indem 1500 Arme im Irrgarten bewirtet wurden. Das Programm des Festes ist uns erhalten und Rede und Lieder der „Frommen Empfindungen bey einem öffentlichen Gastmahle, welches an dem erfreulichen Geburtstagsfeste unserer allergnädigsten Königin Majestät Louise Auguste Wilhelmine von Preußen von einigen Menschenfreunden den Armen gegeben wurde<sup>4)</sup>“ strömen über von Lob und Preis der Königin. Glänzende Feste feierten den Besuch des Königspaares im selben Jahre, als es auf der Huldigungsreise nach Königsberg durch Danzig kam<sup>5)</sup>. Führende Männer Danzigs wurden in den Adelsstand erhoben. Und es spricht

<sup>1)</sup> Vergl. hierzu E. Förstemann, Aus dem alten Danzig, Sauniers Buch, Danzig 1900, S. 8—10.

<sup>2)</sup> Blech, Geschichte des siebenjährigen Leidens.

<sup>3)</sup> Stadtbibliothek Danzig DD 32, 2<sup>o</sup>.

<sup>4)</sup> Stadtbibliothek Danzig DD 23 403, 8<sup>o</sup>, Nr. 11.

<sup>5)</sup> Löschin, Geschichte Danzigs, II., S. 324.

für den Erfolg solcher Feste und Auszeichnungen, wenn wir nun freiwillige Huldigungen des Königs bei festlichen Gelegenheiten häufiger finden. So stand im Mittelpunkt der Festrede bei der Feier des neuen Jahrhunderts, die die Ressource-Concordia zu den drei Ringen am 31. Dezember 1800 veranstaltete, eine Hymne auf den König, die nach der Melodie „God save the king“ gesungen, sich zwar nicht durch Anmut und Glätte der Verse auszeichnet, aber doch von gutem Willen spricht, des neuen Landesherrn ehrend zu gedenken<sup>1)</sup>.

Solche Beispiele ließen sich vermehren, und sie berichten von der Erziehung zu monarchischem Gefühl, die den Danzigern bei der oft bezeugten „Vorliebe für die republikanische Regierungsform“<sup>2)</sup> in erster Linie noththat. Doch Feiern und Festgedichte genügten nicht, um die öffentliche Meinung in Zeiten politischer Hochspannung zu leiten. Der preußischen Regierung fehlten in jenen kritischen Jahren um 1806 selbst große, leitende Gedanken. Wie hätte sie da von Amts wegen etwas leisten können, um etwa gerade die Danziger auf Empörung gegen die Franzosen einzustimmen, wo sie selbst sich über ihre Gefühle keineswegs im klaren war. — Und die Zeitung?!

Wenn man die Danziger Zeitungen, die aus jenen Jahren vollständig auf der Danziger Stadtbibliothek vorliegen, aus dem Frühjahr 1807 liest, aus jenen Monaten, wo das Vaterland in höchster Gefahr war, Danzig die feindliche Belagerung erwarten mußte, — so hat man einen Eindruck von der stumpfen Art, mit der das einzige Danziger Nachrichtenblatt zur damaligen Zeit geleitet wurde. Die dreimal wöchentlich erscheinende Zeitung enthielt trockene, dürftige Berichte von den Kriegseignissen und einen allgemeinen Teil, der kaum auf die Zeit Bezug hatte. Hier und da findet sich ein Artikel<sup>3)</sup> über Paris und die Franzosen, der davon erzählt, wie dort die gute alte Sitte geschwunden ist, wie die jungen Mädchen sich in Malschulen für die Muskeln des männlichen Körpers interessieren, im Herrensiß reiten und in hemdartigen Gewändern vor den Augen der Männer baden. Einmal am 7. und 9. Februar wird ein zeitgemäßes Thema angeschlagen, indem sich ein anonym verfaßter W. L. G. Br.—r aus Danzig „über Nationalgeist und Nationalgefühl von Ehre“ recht gelehrt und trocken ausläßt. Sonst kann nichts, was die Zeitung in jener kritischen Zeit brachte, als Propaganda, Aufklärung, Volkserziehung gelten.

So trat allgemein eine gewisse Betäubung ein, als erst einmal Vater Kalkreuth, der in Danzig so beliebte Kommandant<sup>4)</sup>, mit seinen Truppen die Stadt verlassen hatte und die Franzosen als Besatzungstruppe ihr Regiment begannen.

<sup>1)</sup> Stadtbibliothek Danzig DD 23 403, 8<sup>o</sup>, Nr. 12. Festgesänge usw. Die erste Strophe heißt: Gott Deinen Segen gieb — Dem König, lange lieb — Ihn treu sein Land! — Er schütze Recht und Bund; — Ihn preißt mit Herz und Mund, — Den Blick auf ihn gewandt, — Das Vaterland!

<sup>2)</sup> Vergl. das Büchlein: Briefe über Danzig, Berlin bey Friedrich Maurer 1794 (anonym), S. 53. Stadtbibliothek Danzig DD 3225, 8<sup>o</sup>.

<sup>3)</sup> Danziger Zeitung 1870, vom 9. Februar.

<sup>4)</sup> Derselbe, der am 12. Juli 1807 in Königsberg die folgenreiche Konvention wegen Räumung der von den Franzosen okkupierten preußischen Gebiete schloß.

## III.

**Französische Propaganda und die Volksstimmung 1807/08.**

Vom 16. Mai 1807 ab, als die Übergabe der Stadt feststand, hatte die „Danziger Zeitung“ ihr Erscheinen eingestellt. Am 18. Juni erschien die erste französisch zensierte Nummer, zum Teil zweisprachig: französisch-deutsch! Die Umstellung des Inhalts war vollkommen. Napoleon, der „große Held“, wurde vergöttert. Die Moniteur-Berichte seiner Kriegstaten mußten in der damals politisch und militärisch stilleren Zeit herhalten, um die Danziger richtig über die Geschichte des letzten Halbjahres aufzuklären. Sie wurden gleich von Oktober 1806 ab nachgedruckt und erfüllen die nächsten Nummern.

So blieb es von jetzt ab. Die Danziger bekamen durch Zeitungen und Proklamationen nichts vorgelesen, was nicht von den Franzosen selbst für sie zubereitet oder in ihrem Sinne abgefaßt war. Gelegentliche Zensurfälle werden noch erwähnt werden.

Zunächst war freilich kein Anlaß zu irgend welchen strengen Maßnahmen. Denn die Behörden und Vertreter Danzigs wie die Masse der Bevölkerung beugten sich zum Teil erwartungsvoll, zum Teil erdrückt von den Ereignissen willig vor der französischen Macht. In den ersten Jahren 1807—09 fand Rapp und fanden Offiziere und Soldaten der französischen Besatzung wohl fast überall demütiges Entgegenkommen. Die rauschenden Feste, die Rapp alsbald veranstalten ließ, — bereits am 15. August 1807 das erste Napoleonsfest mit Geläute aller Glocken und Kanonenschüssen, — dienten natürlich demselben Zweck, diesen Eindruck noch zu verstärken. Und es war zweifellos ein Ausdruck solcher Stimmung, wenn die Stadtbehörde selbst, der Senat, eine kleine Marmorbüste Napoleons auf dem Rathause aufstellen ließ (etwa Oktober 1807), wenn der Senat das Krönungsfest am 2. Dezember 1807 in vollstem Eifer mitfeierte und sich auch in den folgenden Jahren bei all solchen Gelegenheiten möglichst freu ergeben zeigte. Geheimagenten, Franzosenfreunde unter den Einwohnern selbst und der Druck Rapps hätten ein anderes Verhalten unmöglich gemacht, selbst wenn nicht soviel guter Wille vorhanden gewesen wäre. Und die Danziger Zeitung tat ihr Möglichstes, um auch der Öffentlichkeit zu verkünden, daß „dieser Tag“, wie es anläßlich des Festes vom 2. Dezember 1807 in der Danziger Zeitung heißt, „in den Herzen aller, die der wiedererlangten Freiheit dankbar eingedenk waren, ein Tag sowohl des Frohsinns überhaupt, als auch der Dankesempfindungen und Segenswünsche für den Schöpfer dieser Freiheit und Begründer des künftigen Wohlstandes dieser Stadt war . . .!“

Diese Fügsamkeit dauerte auch im Jahre 1808 zunächst an. Vom 10. Januar 1808 ist in den Zensurakten<sup>1)</sup>, die sehr mager sind, ein Zensurfall erhalten: Der Einspruch des französischen Intendanten Chopin gegen eine Zeitungsannonce! — Die Eisen- und Stahlfabrik Silberhammer in Danzig unterstand seit der Besetzung der Stadt der französischen Intendantur, während die Herren Bre-

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Danzig 300, 92, 471 zu 1808—1810.

dow und Rindfleisch tatsächlich die Geschäftsführer waren. In der beanstandeten Annonce<sup>1)</sup> hatte Herr Bredow die Kühnheit gehabt, bekannt zu geben, daß seine Unterschrift für alle gültigen Geschäfte notwendig sei. Der französische Intendant wandte sich daraufhin in einem sehr scharfen Schreiben an den Senat, wohl weil er aus heute nicht mehr klar zu überblickenden Gründen eine Mißachtung seiner Befugnisse darin sah, verlangte den Abdruck einer scharfen Erwiderung in der Zeitung, daß die französische Beschlagnahme des „Silberhammer“ unverändert andauere, und forderte schärfere Zensur. Die Kopie des sehr demütigen Schreibens der „bourgemêstres et senateurs“ liegt bei den Akten, worin versichert wird, daß der Zensor, Herr Schmidt, nie wieder etwas in bezug auf den Silberhammer zum Druck zulassen werde, wenn es Herr Chopin nicht annehmigt habe<sup>2)</sup>. Die restlose Gefügigkeit der Behörde und die Strenge französischer Zensur wird auch durch diesen an sich geringfügigen Vorfall beleuchtet.

Mit der Zeit beeinflusste nun aber doch der wirtschaftliche Druck durch fortgesetzte Kontributionen und durch Anziehen der Steuer-schraube die Stimmung der Massen gegen die Franzosen. Die Verdrossenheit über die übermäßigen Zahlungen, die immer wieder angefordert wurden, führte geradezu zu einer Opposition innerhalb der städtischen Körperschaften. Die „dritte Ordnung“ erhob gerade zur Dominikszeit, etwa am 4. August 1808, scharfen Protest gegen die userlosen Zahlungen an die Franzosen. Rapp erfuhr durch seine „Freunde“ sofort davon. Und als die Wortführer der Opposition durch das auch später angewandte Mittel der Dragonaden, d. h. durch Einquartierung anmaßender Soldaten in deren Häusern, bestraft worden waren, zeigte sich um so größere Willfährigkeit der Behörden. Der den Franzosen ergebene Bürgermeister Hufeland wirkte sowieso in dem Sinne demütiger Gefügigkeit. Und auf ihn ist sicher auch die Art des Empfanges der Gemahlin Rapps im Herbst 1808 zurückzuführen, mit den übertriebensten Ehrungen, als da sind: Ehrenpforten, Ehrenjungfrauen, Danziger Bürger-söhne als Kavaliere zu Pferde, Zusendung von Blumensträußen im Auftrage des Senats, rauschende Feste zu Ehren der Frau Rapp, Prolog im Theater ihr zu Ehren u. a. m.

Die Demütigung und Kriecherei wurde in der Zeitung durch Berichte, die vor Freude und Demut erstarben, soweit getrieben, daß sogar Rapp Einspruch erhob, weil er fürchtete, es könnte seiner Stellung bei Napoleon schaden, wenn man dort von solchem Personenkultus erführe. Diese „offizielle“ Freude und Demut war nicht im Sinne der Massen. Das betont schon Blech<sup>3)</sup>, und das erhellt vor allem auch daraus, daß gerade damals, am 29. September 1808, ein Publikandum erscheinen mußte gegen „das ungeziemende Betragen gegen die allhier garnisonierenden Militärpersonen, die auch durch allerley Reden und

<sup>1)</sup> Danziger Zeitung 1808, Nr. 4 vom 9. Januar.

<sup>2)</sup> Original französisch.

<sup>3)</sup> a. a. O. S. 176.

Urteile über öffentliche Angelegenheiten, auch Schmähschriften, Pasquille belästigt würden<sup>1)</sup>!“

Man fürchtete gerade in jenen Monaten sogar Ausschreitungen gegen das französische Militär. Patrouillen zogen abends in den Straßen umher, schüchterten die Bürger nach Kräften ein und schleppten selbst angesehenen Leute, die zufällig abends auf der Straße waren, auf die Kommandantur.

Als Ende 1808 in der preussischen Umgebung Danzigs die französischen Besatzungstruppen zurückgezogen wurden, während der Druck der Franzosen in der Freistadt Danzig selbst unverändert anhielt, da mag manchem Danziger allmählich das Geschick seiner Stadt klar geworden sein, da kam die Ernüchterung nach eifren Hoffnungen.

#### IV.

### Das kritische Jahr 1809.

Das Jahr 1809 war das kritischste Jahr in der Stimmung der Massen. In diesem Jahr sind bis auf 1813 die meisten Mittel der Gegenwirkung durch Propaganda und Zensur erkennbar.

Im April 1809 begann der österreichische Freiheitskampf durch die Erhebung der Tiroler. Von April bis August beunruhigten die Aufstände Dörnbergs, Schills und des Herzogs von Braunschweig die französischen Machthaber aufs äußerste. Und die in diesen kriegerischen Ereignissen sich ausdrückende Gesinnung, die Anzeichen nationalen Widerstandes gegen die Franzosen, vor allem die anfänglichen Erfolge der Tiroler und Österreicher machten in Danzig starken Eindruck<sup>2)</sup>. Die französischen Truppen wurden zum größten Teil aus Danzig herausgezogen, um als Verstärkungen nach Österreich zu ziehen. Rapp selbst nahm am österreichischen Kriege teil und reiste am 8. April 1809 ab. Der nervöse und durch seine Angftlichkeit brutaler auftretende polnische General Grabowski, der Vertreter Rapps, war in schwerer Unruhe, als die Kriegereignisse sich zeitweise wirklich so gestalteten, daß die Hoffnung auf Befreiung wuchs, als nämlich die österreichischen Truppen nach Polen zu vorstießen, so daß Thorn sich bedroht fühlte, und englische Kriegsschiffe in der Danziger Bucht bei Hela angeblich gesichtet wurden.

Schills Aufstand vor allem erregte in der Danziger Bevölkerung Teilnahme und erweckte nationale Hoffnungen. Gerüchte gingen um von einem Aufstand in Pommern, von wo aus Danzig überrumpelt und befreit werden würde. Grabowski ließ die Tore der Stadt um 8 Uhr abends schließen. Er versammelte die Behörden im Rathause und verwarnte sie und vor allem die Ressourcen und einige Senatoren wegen feindseliger Äußerungen.

<sup>1)</sup> Stadtbibliothek Od. 5740, 2<sup>o</sup>, 29. September 1808, Sammlung der Publikanda jener Jahre.

<sup>2)</sup> Blech a. a. O. I., S. 196.

Ein Zensurfall, der mit interessanten Einzelheiten in den Zensurakten erhalten ist, ist kennzeichnend<sup>1)</sup>. Der Buchhändler Trotschel verkaufte damals das Portrait Schills, dessen Tod am 31. Mai viel Teilnahme erweckt hatte und der wohl auch in Danzig als nationaler Held verehrt wurde. Der Verkauf wurde sogar öffentlich in der Zeitung angezeigt. Mitte Juni kam der Général de Brigade, Commandant de la place Grabowski in Erregung darüber. Am 20. Juni, so erzählt ein in den Akten erhaltenes Protokoll „committiert der Rat den Senator Ruffs, den p. Trotschel nomine Senatus anzuweisen, mit dem Verkauf des Schillschen Portraits behutsam umzugehen und den Verkauf nie mehr in die Danziger Anzeigen einrücken zu lassen.“ Es war aber schon zu spät! Zwei Tage später, am 22. Juni, schrieb Grabowski empört: „Die öffentliche Anzeige eines solchen Bildes hätte vom Zensor nicht geduldet werden dürfen. Er wünsche von Gegenmaßnahmen zu hören.“ Trotschel selbst wurde aufgefordert, sich als Arrestant nach Weichselmünde zu begeben.

Sofort beugte sich natürlich der Senat, bat für Trotschel, dessen Freilassung dann auch alsbald erfolgte, untersagte den Verkauf der Bilder und teilte mit, daß ein anderer Zensor gewählt würde. — Der Versuch des Senats, hier heimlich ein deutsches Propagandamittel zu stützen, war also gescheitert.

Als Beispiel der Strenge der Zensur, wie sie nun wieder einsetzte, sei das von Blech<sup>2)</sup> angeführte Gedicht genannt, das im Juli 1809 beim Tode des allgemein beliebten Senators Labes in der Danziger Zeitung stand. Da heißt es:

„Bei den Stürmen der Zeit, in dem Wirbel des brausenden Stromes,  
Wo, wenn alles versinkt, alles an sich nur denkt,  
Da bedarf es des Mannes, der sich vergift und nur handelt!  
Ach, noch währet die Not! Aber die Hülfe versank.“

Der neue Zensor fand darin die Worte: „Ach, noch währet die Not,“ anstößig, denn man dürfe nicht öffentlich sagen, daß die Not noch währe, und so mußten die Verse schließlich mit einer Zensurlücke an dieser Stelle abgedruckt werden, da der Verfasser sich auf keine Änderung einließ<sup>3)</sup>.

Neben diesen Mitteln der Abwehr wurde aber gerade in diesem kritischen Jahr 1809 auch die öffentliche Meinung durch eine Anzahl von Veröffentlichungen über die französischen Erfolge bearbeitet. Die Tagesbefehle Napoleons, die auch, als er noch keine Erfolge zu verzeichnen hatte, im Mai, wundervoll aufgepußt waren, Schilderungen von den andauernd siegreichen Schlachten enthielten, die in Wirklichkeit kleine Gefechte waren und die Österreicher nach Kräften schlecht machten, wurden von Grabowski dem Senat zur Veröffent-

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Danzig 300, 92, 471, Nr. 4, 5 und 5 a zu 1808—10.

<sup>2)</sup> Blech a. a. O. I., S. 221.

<sup>3)</sup> Vermutlich war Blech, der diesen Vorfall mit allen Einzelheiten erzählt, selbst der Verfasser. Seine Angaben werden auch hier wieder durch die betr. Zeitungsnnummer bestätigt, die die Zensurlücke aufweist.

lichung übersandt. Sie bilden ein eigenes Aktenstück im Staatsarchiv<sup>1)</sup>. Es ist für unsere Zwecke interessant, aus der Art und Weise, wie die Dankschreiben des Senats abgefaßt wurden, zu entnehmen, wie betrübt man diese Nachrichten von immer neuen Erfolgen Napoleons aufnahm und laut Befehl in der Zeitung und durch Anschlag veröffentlichten ließ. Da heißt es am 12. Mai, — „der Senat danke für die Mitteilung dieser sehr interessanten Nachrichten. Die fortgesetzten glänzenden Erfolge S. M. geben die Hoffnung, daß das Ende der Zerstörung Europas und der allgemeine Friede mehr und mehr herannahen werden.“ Ein anderes Mal<sup>2)</sup> heißt es im Dankschreiben sehr friedenssehnsüchtig, die Danziger genossen solche Neuigkeiten um so mehr, als die Gefahr weit weg sei.

In dieser Weise wurde die Bevölkerung bis zum Friedensschluß im Herbst bearbeitet, denn diese Proklamationen wurden häufig nicht nur in den Zeitungen veröffentlicht, sondern auch am Rathause und an der Börse angeschlagen. Und während so Grabowski alles tat, um jede Hoffnung auf Befreiung in den Danzigern im Keime zu ersticken und die Größe und die Macht Frankreichs der besetzten Stadt wieder vor Augen zu führen, gab ihm der Ausgang des österreichischen Krieges Recht.

Wie mancher Patriot in Deutschland, so trugen auch die Danziger, die deutsch fühlten, ihre Hoffnung auf Befreiung vom französischen Joch im Herbst 1809 zu Grabe.

## V.

### Propagandabestrebungen und Zensurfälle bis zum Ende der Besatzungszeit

Die folgenden Jahre verliefen um so ruhiger. Keine Klagen der französischen Machthaber wurden mehr laut. Einige Mal, im Januar 1810, erhielt die französische Behörde Kenntniss, daß durch die Post eine Kogebuesche Schrift angekommen und verteilt sei. Es war ein Heft der Zeitschrift „Die Biene“, die er voller Franzosenhaß von Reval aus verfaßte, in Königsberg bei Nicolovius verlegte und von dort aus vertreiben ließ<sup>3)</sup>. Sofort wurde der Zensor zu Gegenmaßnahmen aufgefordert, und wie gründlich das ausgeführt wurde, dafür spricht die lobende Anerkennung, die der Danziger Zensor vier Monate später erhielt. Da wurde er bei der Anweisung, eine andere bemerkte deutsche Propagandaschrift („gegen den letzten Wiener Frieden“) zu unterdrücken,

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Danzig 300, 92 n. 524, Akta betr. die Mitteilung der Tagesbefehle wegen der Kriegsvorfälle bey der Kais. Franz. Armee (insbesondere in dem Kriege mit Osterreich im Jahre 1809), darin werden z. B. die Siege von Tann, Abendsberg, Eggemühl-Peiffing, Landshut als große Erfolge gefeiert.

<sup>2)</sup> 29. Mai 1809.

<sup>3)</sup> Näheres über Kogebues „Biene“ und „Grille“ Czjgan, Geschichte der Tagesliteratur usw. Einleitungsband I, 20 u. 86.

ermahnt, denselben Eifer zu entwickeln, wie im Januar im Fall Koßebue<sup>1)</sup>. Diese Fälle sind übrigens die einzigen, wo deutsche Propagandaschriften in Danzig nach den Akten bis 1813 festzustellen sind. Sicherlich sind mehr Flugschriften, Zeitschriften usw. von nationalem Geist gelesen worden. Tagebücher oder Familienchroniken könnten vielleicht darüber Auskunft geben, auch über die nationale Betätigung der Ressourcen, die mehrfach erwähnt werden. Es steht außer Frage, daß ein Teil der Danziger treu bei deutscher Gesinnung verharrte. Das geht aus Blechs Chronik, sehr anschaulich auch aus den Briefen der Johanna Karoline Mühl<sup>2)</sup> hervor, die als Ehefrau des Senators Abraham Ludwig Mühl mitten im gesellschaftlichen Leben Danzigs stand und stets voller Abneigung und Haß von Rapp, Napoleon und den Franzosen spricht.

Andererseits gewann aber auch die französische Richtung mehr und mehr an Anhängern, selbst unter Alt-Danziger Familien. Theodor Behrend, der später als reicher Danziger Kaufmann zu Ansehen und Ruf kam und als Mitglied des Provinziallandtages am politischen Leben Preußens teilnahm, berichtet selbst in seinen Lebenserinnerungen<sup>3)</sup>, wie er und seine Eltern und Geschwister sich durchaus mit der französischen Besatzung befreundet hatten. Der etwa 20 jährige Jüngling, der einer kerndeutschen Familie entstammte, die erst seit einem Jahrzehnt aus dem Danziger Werder in die Stadt gezogen war, hatte schon 1808 in Danzig als Schreiber auf der französischen Intendantur gearbeitet. In jenen Jahren 1809—13 reiste er als Sekretär der französischen Armeeverwaltung in Wien und Paris umher und war stolz darauf, seinen Namen in Berenté zu übersetzen. Und wenn auch dieser Einzelfall, wie eine Danziger Familie durch die französische Einquartierung geradezu französisiert wurde, nicht verallgemeinert werden darf, so ist es vielleicht doch ein Zeichen für den wachsenden Einfluß der langjährigen Besatzung.

Die Jahre 1810—12 können als ein Tiefstand nationalen Empfindens in Danzig gelten, ein Tiefstand, der auch 1813 nicht recht überwunden werden konnte, als man im übrigen Deutschland von dem heiligen Geist des Freiheitskampfes sich willig mitreißen ließ.

Die Gründe sind offenbar. Vermehrten sich doch nach dem siegreichen Ausgang des österreichischen Krieges die französischen Truppen von Monat zu Monat. Die wirtschaftliche Not stieg dadurch, daß die Stadt vermehrt ausgezogen wurde, daß die Kontinentalsperre sich auswirkte und zum Schaden des Danziger Handels über Gebühr ausgenutzt wurde. Französische Kaperschiffe sperrten geradezu den Danziger Hafen auf Grund von Freibriefen und konnten nur durch bedeutende „Entschädigungen“ von der Danziger Kaufmannschaft

<sup>1)</sup> Staatsarchiv, Jenjurakten 1808—10, 35 A., 471, Bl. 6—10. Der erste Fall war am 10. Januar 1810. der zweite Fall vom 11. April 1810.

<sup>2)</sup> Erinnerungen an die Zeit vor hundert Jahren. Mitteilungen des Westpr. Geschichtsvereins 13 (1914), S. 6.

<sup>3)</sup> Aus dem Tagebuch meines Vaters Theodor Behrend i. Danzig, von Raimund Behrend, Pr.-Arnau, Königsberg 1896.

bewogen werden, diesen Erwerb aufzugeben. Das enge Zusammenleben mit der Besatzung bewirkte in vielen Fällen, daß der anfangs erzwungene gesellige Verkehr zur lieben Gewohnheit wurde. Liebesverhältnisse<sup>1)</sup> mit den galanten Franzosen waren nicht mehr selten. Und als 1811—12 die Macht Napoleons sich den Danzigern immer großartiger entfaltete, weil Danzig zum Etappenort ersten Ranges für den russischen Feldzug bestimmt war, als Handwerker und Arbeiter bei Militärarbeiten lohnende Beschäftigung fanden, als die Festungsanlagen mächtig verstärkt wurden, und schließlich die „große Armee“ ihren Durchzug begann, — da gaben wohl viele Danziger alle Hoffnung auf Befreiung auf, so schwer sie auch unter dem wirtschaftlichen Druck seufzten.

Die Persönlichkeit Napoleons selbst, der am 7. Juni 1812 auf der Höhe seiner Macht in Danzig erschien und Audienzen erteilte, wirkte sicherlich in demselben Sinne.

Der Umschwung durch die russische Katastrophe wurde den Danzigern durch die französischen Bulletins möglichst lange verheimlicht, wie ja auch im übrigen Deutschland die Wahrheit infolge der strengen Zensur nur allmählich durchsickerte. Selbst die Königsberger Hartungsche Zeitung durfte ja bis zur Ankunft der Russen im Januar 1813 keine Andeutung der wahren Größe des Zusammenbruchs bringen<sup>2)</sup>. Erst seit dem 18. Dezember 1812, mit der Ankunft Rapps, begannen die Flüchtlinge in furchtbar verwahrlostem Zustande in die Stadt zu strömen und enthüllten den Zusammenbruch der französischen Macht. Aber während diese Eindrücke im übrigen Deutschland sich auswirken konnten, kamen die Danziger kaum zur Besinnung. Schon strömten die Reste des MacDonaldschen Korps, das von York im Stich gelassen wurde und von den Russen verfolgt wurde, in die Mauern der Stadt. Schon erschienen die Russen vor den Toren. Die Absperrung und Belagerung Danzigs begann. Und im Verlauf des Jahres 1813, das in Deutschland auch für die Zögernden, Lauen das Entscheidungsjahr ward, in dem sie mitgerissen wurden von der Hochstimmung des Freiheitskampfes, blieben die Danziger vom Deutschen Reiche abgesperrt durch Belagerung und Zensur, erhielten als geistige Nahrung nur Zeitungen usw. voll von französischer Prahlerei, hatten täglich den Anblick französischer Macht, militärischer Tüchtigkeit und unbedingter Anhänglichkeit selbst deutscher Rheinbundtruppen. Die polnischen und deutschen Truppenteile werden geradezu die Kerntruppen der Besatzung von Blech genannt.

Man muß gestehen, daß die französische Propaganda, die Rapp anordnete, um die Stimmung der Bevölkerung nicht sinken zu lassen, oft recht geschickt war. So wurde die Zeitung, die sonst immer inhaltsärmer wurde und eine frivole Geschichte Clarens als Hauptteil brachte, dadurch interessant, daß Rapp

<sup>1)</sup> Dies Stimmungsbild stützt sich auf Blech, a. a. O., Behrend, a. a. O., und Doris Mir: Meister Dertell, Danzig 1909, ein Buch, das getreu auf einer Familienchronik beruht und in dieser Beziehung als gute Quelle zu werten ist.

<sup>2)</sup> Czjgan, Zur Geschichte der Tagesliteratur (Einleitungsband) I, S. 49 ff.

durch scherzhafte Geschichtchen die anfangs sehr schwächlichen Belagerungszurüstungen der Feinde draußen verspottete<sup>1)</sup>).

Die Russen richteten ihrerseits ihre Propaganda gegen die polnischen und später auch gegen die deutschen Truppen und schickten ihnen einen Aufruf angeblich „die Bürger der Stadt Warschau an ihre im Felde befindlichen Brüder“ zu<sup>2)</sup>. Der Aufruf wirkte bei dem Mißtrauen der Polen gegen die Russen so wenig, daß Rapp es wagen konnte, ihn öffentlich den polnischen Truppen beim Appell vorlesen zu lassen, worauf er einen neuen Treuschwur und eine schriftliche Treuerverpflichtung von ihnen entgegennahm.

Auch sonst wurden jetzt und bis zum Schluß der Belagerung in wachsendem Maße Propagandасhriften aller Art nach Danzig hineinbesördert, was bei dem lockeren Belagerungsgürtel, der bis zum Schluß einen Verkehr nicht ausschloß, wohl möglich war.

Rapp tat jedes Mal sein Möglichstes, durch höhnische Hinweise in der Zeitung solche Schriften unschädlich zu machen. Er konnte auch mit einigem Recht bis zum Herbst 1813 die Danziger durch Betrachtungen über die militärische Lage, die Stellung der französischen Truppen im Herzen Deutschlands unsicher machen. Am nachhaltigsten war wohl trotz allem die Propaganda der Danziger, die zu Beginn der Belagerung zu den Russen übergegangen waren, und die sich zum Teil in Jenkau, eine Stunde Wegs vor Danzigs Toren, aufhielten. Diese „politische Gesellschaft in Jenkau“, wie Rapp sie nennt<sup>3)</sup>, und die Ressource Humanitas in Oliva machten Rapp am meisten Sorge. Gegen sie wandte er sich schon im März höhnisch und drohend, weil sie Gerüchte von Siegen der Deutschen und Niederlagen Napoleons verbreiteten.

Im Mai erfuhr Rapp eine beträchtliche Blamage. Er ließ sich durch einen wegen Spionage und allerlei Vergehen zum Tode Verurteilten, angeblichen französischen Hauptmann oder russischen Spion, Redai naszuführen. Auf dessen Lügen, es sei ein Komplott gegen ihn und die Franzosen geschmiedet, ließ er den angesehenen Schöppengerichtsenior Pegelau verhaften. Er mußte Herrn Pegelau nach wenigen Tagen in allen Ehren freilassen, mußte in der Danziger Zeitung vom 18. Mai, und ausführlicher am 20. Mai, Ehrenerklärungen für den schwer gekränkten Mann erscheinen lassen. Rapp konnte sich überzeugen, daß vielmehr der „dunkle Ehrenmann“ Redai, um sich Möglichkeiten zur Flucht zu verschaffen, eine Verschwörung nach Art der sizilianischen Vesper mit Ermordung aller Franzosen in ihren Bürgerquartieren, Verständigung mit den Russen usw. mit wilder Phantasie und allen Einzelheiten erfunden hatte. Die

1) Blech a. a. O. II, S. 24/25 und Danziger Zeitung Nr. 17, worin als Spott gegen die Russen der angebliche „Brief eines Bürgermeisters der Nehrung an einen Bürgermeister von Danzig“ erschien.

2) So nach Blech, II., S. 25, bei Czjgan, a. a. O., II., S. 50, als Aufruf: „Die Bürger Warschaus an ihre im Felde stehenden Mitbürger“ verzeichnet.

3) Dort hieß sich auch die Familie des vorhin erwähnten Senators Muhl seit Januar 1813 auf.

Akten hierüber mit pathetischer Anklageschrift Rapps an den Senat, Protokoll usw. sind auf dem Danziger Staatsarchiv erhalten<sup>1)</sup>, bestätigen aber nur den getreuen und sehr anschaulichen Bericht Blechs über diesen Vorgang.

So ist gerade dieses angebliche Komplott ein Beweis für die friedfertige und ergebene Stimmung der Danziger Bürger.

Der lange Waffenstillstand im Juni, Juli bis Anfang August, — eine Zeit, in der die Bevölkerung in Massen mit der Belagerungsstruppe in Verkehr trat, war die Probe auf diese friedfertige Ergebenheit der Danziger zu ihrer französischen Herrschaft. Friedenssehnsucht, nicht Kampf, — auch nicht für deutsche Interessen — das war die Stimmung der Mehrzahl der Bevölkerung.

Rapp konnte es wagen, im Juli 1813, also während des Waffenstillstandes, den Danzigern in der Zeitung in seiner oft beliebten väterlichen Art das Zeugnis auszustellen: „Sie stellen ein schönes Beispiel jener alten germanischen Tugend dar, die in der Geschichte so gepriesen ist<sup>2)</sup>“.

Und damit kann diese Betrachtung abgeschlossen werden. Denn der Rest der Belagerungszeit bietet nichts Neues. Unaufhörlich suchte Rapp die Danziger zu vertrösten und zu ermutigen. Aber stärker sprachen denn doch die Geschütze der russischen und deutschen Belagerer für die wachsende Macht der Verbündeten. Sie belehrten die Danziger, daß die französische Herrschaft, die sieben Jahre als schwerer Abdruck auf ihrem Denken und nationalen Empfinden gelastet hatte, sich ihrem Ende näherte.

Daß die Danziger gequält und halbverhungert bis zuletzt in keiner Weise den Versuch machten, die Belagerer irgendwie zu unterstützen, daß jeder Widerhall der brausenden Freiheitsbewegung, die durch das große Deutschland flutete, in Danzig fehlte, wer möchte es ihnen verdenken! Es war ja auch nur ein Teil der Einwohnerschaft in der Stadt. Fast die Hälfte, meint Blech, war tot oder bei den Belagerern oder in einem Zufluchtsort der näheren oder weiteren Umgebung.

Die Russen und Preußen wurden nach den Schrecken der Belagerung von der Masse der Bevölkerung freudig begrüßt; aber es fehlt nicht an Oppositionen einiger weniger unentwegter Freistaatler und solcher, die erst wieder lernen mußten, königlich preußisch zu fühlen. Die eingangs erwähnte nationale Gleichgültigkeit mancher Danziger konnte erst im Laufe der folgenden Jahrzehnte durch die segensreiche preußische Herrschaft überwunden werden. Das große Erlebnis des deutschen Freiheitskampfes, der in Preußen-Deutschland den nationalen Gedanken so mächtig belebte, war den Danzigern durch die französische Herrschaft, durch ihre Propaganda und Zensur, verjagt gewesen.

<sup>1)</sup> Staatsarchiv Danzig 300, 92 n. 463.

<sup>2)</sup> Danziger Zeitung, Nr. 116, cf. Blech II, Beilage Nr. 17.

## VI.

### Ergebnis.

Fassen wir zusammen, was wir als Ergebnis französischer Propaganda und Zensur in Danzig zu erkennen vermögen:

Die umsichtig und streng auftretende Zensur und weitgehende Propaganda für Frankreichs Stärke und Ansehen war in Danzig von Bedeutung, weil die Danziger der neuen Herrschaft mit mancherlei Hoffnungen neuer Freistadt-herrlichkeit entgegenkamen und weil der Glanz und Ruhm des napoleonischen Frankreichs durch die Persönlichkeit Rapps und durch die Truppenansamm-lungen zu Zeiten mächtig wirken mußte.

Propaganda und Zensur vermochten das allmähliche Erwachen der Danziger 1808/09 zu hemmen, sodaß eine nationale Wiedergeburt in Danzig in jenen Jahren kaum zur Entwicklung kommen konnte.

Der jahrelange Druck der französischen Zensur, die vor dem russischen Feldzug überwältigend sich zeigende Macht Frankreichs bewirkte vielmehr, daß die Danziger auch später von der großen nationalen Begeisterung des Nord-ostens Deutschlands unberührt blieben, zugleich auch in Folge der Belagerung und der damit verbundenen Absperrung.

Propaganda liegt dem französischen Nationalcharakter zweifellos mehr als dem deutschen, und eine Persönlichkeit wie die Rapps war geradezu darauf eingestellt, sich fortgesetzt zur Schau zu stellen und Eindruck zu machen.

So können wir auch die Art und Weise der französischen Propaganda und Zensur, wie sie sich in Danzig in der siebenjährigen Leidenszeit 1807—14 zeigt, als recht hoch entwickelt bezeichnen.

